40

DIE FACKEL

Nr. 406—412 ~~29. SEPTEMBER~~ 1915 XVII. JAHR

5. Oktober I

Zwei Stimmen

Vatikan
Benedikts Gebet

». . . . Im heiligen Namen Gottes, unseres himmlischen Vaters und Herrn, um des gesegneten Blutes Jesu willen, welches der Preis der menschlichen Erlösung gewesen, beschwören wir Euch, die Ihr von der göttlichen Vorsehung zur Regierung der kriegführenden Nationen bestellt seid, diesem fürchterlichen Morden, das nunmehr seit einem Jahre Europa entehrt, endlich ein Ziel zu setzen. Es ist Bruderblut, das zu Lande und zur See vergossen wird. Die schönsten Gegenden Europas, dieses Gartens der Welt, sind mit Leichen und Ruinen besät. . . . Ihr tragt vor Gott und den Menschen die entsetzliche Verantwortung für Frieden und Krieg. Höret auf unsere Bitte, auf die väterliche Stimme des Vikars des ewigen und höchsten Richters, dem Ihr

Redaktion
Benedikts Diktat

». . . . Und die Fische, Hummern und Seespinnen der Adria haben lange keine so guten Zeiten gehabt wie jetzt. In der südlichen Adria speisten sie fast die ganze Bemannung des »Leon Gambetta«. Die Bewohner der mittleren Adria fanden Lebensunterhalt an jenen Italienern, die wir von dem Fahrzeug »Turbine« nicht mehr retten konnten, und in der nördlichen Adria wird den Meeresbewohnern der Tisch immer reichlicher gedeckt. Dem Unterseeboot »Medusa« und den zwei Torpedobooten hat sich jetzt der Panzerkreuzer »Amalfi« zugesellt. Die Musterkollektion der maritimen Ausbeute, die sich bisher auf das

werdet Rechenschaft ablegen müssen sowohl für die öffentlichen Unternehmungen wie für Eure privaten Handlungen. Die Fülle der Reichtümer, mit denen Gott der Schöpfer die Euch unterstellten Länder ausgestattet hat, erlauben Euch gewiß die Fortsetzung des Kampfes. Aber um was für einen Preis? Darauf mögen die Tausende junger Menschenleben antworten, die alltäglich auf den Schlachtfeldern erlöschen . . . .«

»maritime Kleinzeug« erstreckte, hat einen gewichtigen Zuwachs erhalten, und bitterer denn je muß die Adria sein, deren Grund sich immer mehr und mehr mit den geborstenen Leibern italienischer Schiffe bedeckt, und über deren blaue Fluten der Verwesungshauch der gefallenen Befreier vom Karstplateau streicht . . . .«

Glossen

Ein Tag aus der großen Zeit

Seite 9:

Der eiserne Kriegsbecher.

Aufruf des Ehrenausschusses.

Wien, 2. August.

Wir haben bereits das neueste Kriegsandenken, den eisernen Kriegsbecher, eingehend besprochen. Der Gedanke, dem Publikum zum Dank für die durch den Ankauf eines Bechers geleistete Kriegshilfe die Erwerbung eines wirklich schönen und nicht alltäglichen Erinnerungszeichens zu ermöglichen, stammt vom Statthalter der Steiermark, Grafen Manfred Clary und Aldringen. Die außerordentlich geschmackvolle Form und Ziselierung des Festbechers (denn als solcher ist das durch die große

Seite 10:

Das Inkrafttreten des Schlagobersverbotes in Wien.

Der erste Tag der »obersfreien« Wiener Kriegsjause.

Wien, 2. August.

Mit dem gestrigen Tage war in Wien die Statthaltereiverordnung, die die Verwendung von Schlagobers, und zwar sowohl die Erzeugung als den Verkauf und die gewerbsmäßige Verwendung verbietet, in Kraft getreten. Auch zur gewerbsmäßigen Erzeugung von Gefrornem war von heute ab die Milchverwendung untersagt, was das Ende aller Arten von »Obersgefrornem« bedeutete. Die Durch-

Zeit geweihte Trinkgefäß gedacht) hat Professor Marschall geschaffen.

Der Aufruf, in welchem sich der Ehrenausschuß an die Öffentlichkeit wendet, hat folgenden Wortlaut:

Denkmale, welche die Völker dem Ruhme der Vergangenheit errichten, reden zu allen und sind Gemeingut.

Aber auch in der Einsamkeit oder im engen Kreise der Familie schwingt sich das Gemüt des einzelnen zu den höchsten Höhen allgemeiner Begeisterung empor, so oft ihn die im eigenen Heim als teures Kleinod aufbewahrten Erinnerungszeichen und Symbole an große Zeiten gemahnen.

Und welch' große Zeit durchleben wir heute!

Ja, wann waren die Waffen geheiligter als jetzt, da sich die Völker der Monarchie in flammender Empörung erhoben und in hingebender Begeisterung um ihren heißverehrten Kaiser scharten, den tückischen Einbruch des Feindes abzuwehren — wann pochten mächtigere Feinde, größere Gefahren an die Tore des altehrwürdigen Reiches seit den Zeiten, da in Ost und West auflodernde Flammen im welthistorischen Ringen seinen Bestand bedrohten und zum erstenmal des großen Prinzen Eugenius sieghaftes Lied erklang.

Es war eine weihevolle Stunde, als es nun wiederum erscholl und Antwort fand im mächtigen deutschen Kriegsgesang. Und als unser heiß geliebter Monarch zu seinem erhabenen Bundesgenossen die herrlichen Worte sprach: »In Treue drücke ich deine starke Hand«, da schlugen hochauf die Herzen, und von der Nordsee bis zur Adria, vom Rhein

führung der Verordnung ging, wie hervorzuheben ist, ganz glatt von statten. Das Publikum der Kaffeehäuser fügte sich widerspruchslos in die neue Ordnung, die mit der notwendigen Einschränkung des Milchverbrauches begründet ist. Wie die Abschaffung des Weißgebäcks, so wurde auch die Abschaffung des Schlagobers verständnisvoll als eine jener zweckmäßigen Maßregeln hingenommen, die uns das Durchhalten erleichtern sollen. Bemerkenswert waren die Veränderungen in der »Wiener Jause«, die der gestrige Tag bereits beobachten ließ. In den Küchen der Stadtkaffeehäuser gab es plötzlich ganz überflüssige Geräte; die außer Dienst gestellten »Schlagobersmaschinen«. Als die Jausenzeit in den zahllosen »Jausenstationen« des Wiener Rayons herannahte, trat das neue Verbot erst eigentlich in Erscheinung. Überall wurde Kaffee ohne die so charakteristischen weißen »Bort(n« von Obers serviert. Die zahlreichen Damenjausenbesucherinnen auf den Kaffeeterrassen nahmen die vom Markör kurz erläuterte Abschaffung des gewohnten Doppelschlag mit Verständnis entgegen und bestellten einfach — »Melange mit Haut«.

In den Kaffeehäusern sind im Kellnerjargon die Stammgäste längst in »Schlag«- und in »Hautesser(e« geteilt. Letztere, zumeist Herren, mußten jedoch die gewohnte Zutat heute vielfach entbehren, da von einem Liter Milch beim besten Willen nicht mehr als höchstens fünf Portionen damit versehen werden konnten.

Zeit geweihte Trinkgefäß gedacht) hat Professor Marschall geschaffen.

Der Aufruf, in welchem sich der Ehrenausschuß an die Öffentlichkeit wendet, hat folgenden Wortlaut:

Denkmale, welche die Völker dem Ruhme der Vergangenheit errichten, reden zu allen und sind Gemeingut.

Aber auch in der Einsamkeit oder im engen Kreise der Familie schwingt sich das Gemüt des einzelnen zu den höchsten Höhen allgemeiner Begeisterung empor, so oft ihn die im eigenen Heim als teures Kleinod aufbewahrten Erinnerungszeichen und Symbole an große Zeiten gemahnen.

Und welch' große Zeit durchleben wir heute!

Ja, wann waren die Waffen geheiligter als jetzt, da sich die Völker der Monarchie in flammender Empörung erhoben und in hingebender Begeisterung um ihren heißverehrten Kaiser scharten, den tückischen Einbruch des Feindes abzuwehren — wann pochten mächtigere Feinde, größere Gefahren an die Tore des altehrwürdigen Reiches seit den Zeiten, da in Ost und West auflodernde Flammen im welthistorischen Ringen seinen Bestand bedrohten und zum erstenmal des großen Prinzen Eugenius sieghaftes Lied erklang.

Es war eine weihevolle Stunde, als es nun wiederum erscholl und Antwort fand im mächtigen deutschen Kriegsgesang. Und als unser heiß geliebter Monarch zu seinem erhabenen Bundesgenossen die herrlichen Worte sprach: »In Treue drücke ich deine starke Hand«, da schlugen hochauf die Herzen, und von der Nordsee bis zur Adria, vom Rhein

führung der Verordnung ging, wie hervorzuheben ist, ganz glatt von statten. Das Publikum der Kaffeehäuser fügte sich widerspruchslos in die neue Ordnung, die mit der notwendigen Einschränkung des Milchverbrauches begründet ist. Wie die Abschaffung des Weißgebäcks, so wurde auch die Abschaffung des Schlagobers verständnisvoll als eine jener zweckmäßigen Maßregeln hingenommen, die uns das Durchhalten erleichtern sollen. Bemerkenswert waren die Veränderungen in der »Wiener Jause«, die der gestrige Tag bereits beobachten ließ. In den Küchen der Stadtkaffeehäuser gab es plötzlich ganz überflüssige Geräte; die außer Dienst gestellten »Schlagobersmaschinen«. Als die Jausenzeit in den zahllosen »Jausenstationen« des Wiener Rayons herannahte, trat das neue Verbot erst eigentlich in Erscheinung. Überall wurde Kaffee ohne die so charakteristischen weißen »Borten« von Obers serviert. Die zahlreichen Damenjausenbesucherinnen auf den Kaffeeterrassen nahmen die vom Markör kurz erläuterte Abschaffung des gewohnten »Doppelschlag« mit Verständnis entgegen und bestellten einfach — »Melange mit Haut«. In den Kaffeehäusern sind im Kellnerjargon die Stammgäste längst in »Schlag«- und in »Hautésser« eingeteilt. Letztere, zumeist Herren, mußten jedoch die gewohnte Zutat heute vielfach entbehren, da von einem Liter Milch beim besten Willen nicht mehr als höchstens fünf Portionen damit versehen werden konnten.

bis zur Donau rauschte in heiliger Welle das Gelöbnis des Treuebundes.

Der Glanz antiker Größe durchleuchtet unsere Zeit — er umstrahlt unsere Helden im Felde und schimmert in Palast und Hütte. Einen Abglanz davon noch lebendig zu erhalten und noch Kindern und Enkeln zu vermitteln in einem Symbol, einem Erinnerungszeichen von dauerndem Werte, ist unser Gedanke.

Es war von vornherein klar, daß dieses Ziel nur durch Schaffung eines Erinnerungsgegenstandes erreichbar ist, der in jedem Hause Verwendung finden kann, daß er aber, um Dauerwert zu gewinnen, auch würdig sein muß, die Größe der Zeit und die Heiligkeit unseres Bündnisses in wahrhaft künstlerischer Weise zu versinnlichen und trotzdem auch dem Minderbemittelten erschwinglich sein soll.

Nichts eignet sich hiezu besser als der Becher; findet er doch meist bei feierlichen Anlässen Verwendung. Wie kein anderer Gegenstand eignet er sich, die Erinnerung an die große Zeit der Verbrüderung in uns zu erwecken, zugleich aber auch eine sinnige Zier jedes Heims zu bilden.

Der Kriegsbecher 1914/15, das Symbol der Erinnerung an heroische Zeit und der Verbrüderung in gemeinsamer Gefahr muß den hellsten Widerhall in den verbündeten Völkern finden.

Mit der Verkörperung dieses Gedankens betraut, schuf Kammermedailleur Professor Marschall in Wien, eine Berühmtheit auf diesem Gebiete und zugleich der einzige Künstler, dem es in letzter Zeit gegönnt war, Bildnisse der beiden erhabenen Majestäten in voller Leben-

Eine weitere Folge der Reform war, daß die Markörkunststücke, sieben bis acht Kaffeegläser auf einmal zu befördern, nicht mehr durchführbar waren. Ein Markör erklärte dies damit, daß der »Gupf« von Schlagobers bisher eine feste Bindung des Kaffees nach oben gebildet habe, so daß nichts verschüttet werden konnte. Nun aber gerate die leere Flüssigkeit allzu leicht ins »Schwabbern«, so daß nur mehr drei bis vier Tassen auf einmal getragen werden könnten.

Die zweite Neuerung des gestrigen Tages in den Kaffeehäusern war die Abschaffung des Obersgefrornen. Die Kaffeesieder halfen sich damit, daß sie das Gefrorne — kalt gestelltes Kaffee-Eis — statt mit Beimengung von Obers mit — Wasser versetzten. Die breite Lage von Obers auf den Gläsern wurde, um der Darbietung ein »Gesicht« zu geben, durch gehäuftes Vanilleeis halbwegs ersetzt, auch wurden hie und da größere Portionen geboten. Auch die übrigen Gefrornessorten wurden noch geboten, jedoch mit Wasser hergestellt und ohne Obersschaum. Das Publikum hielt sich mehr an die Fruchteissorten, »Erdbeer«, »Himbeer« usw.

Bei den Zuckerbäckern versuchte man gleichfalls das entfallende Schlagobers so gut als möglich zu ersetzen. Die Schlagoberskrapfen waren sämtlich verschwunden. Wie schon angekündigt, half man sich mit »Schnee« aus Eiweiß. Die »Erdbeeren mit Rahm«, bisher eine im Sommer beliebte Erfrischung, waren natürlich nicht zu ersetzen. Aber auch das

bis zur Donau rauschte in heiliger Welle das Gelöbnis des Treuebundes.

Der Glanz antiker Größe durchleuchtet unsere Zeit — er umstrahlt unsere Helden im Felde und schimmert in Palast und Hütte. Einen Abglanz davon noch lebendig zu erhalten und noch Kindern und Enkeln zu vermitteln in einem Symbol, einem Erinnerungszeichen von dauerndem Werte, ist unser Gedanke.

Es war von vornherein klar, daß dieses Ziel nur durch Schaffung eines Erinnerungsgegenstandes erreichbar ist, der in jedem Hause Verwendung finden kann, daß er aber, um Dauerwert zu gewinnen, auch würdig sein muß, die Größe der Zeit und die Heiligkeit unseres Bündnisses in wahrhaft künstlerischer Weise zu versinnlichen und trotzdem auch dem Minderbemittelten erschwinglich sein soll.

Nichts eignet sich hiezu besser als der Becher; findet er doch meist bei feierlichen Anlässen Verwendung. Wie kein anderer Gegenstand eignet er sich, die Erinnerung an die große Zeit der Verbrüderung in uns zu erwecken, zugleich aber auch eine sinnige Zier jedes Heims zu bilden.

Der Kriegsbecher 1914/15, das Symbol der Erinnerung an heroische Zeit und der Verbrüderung in gemeinsamer Gefahr muß den hellsten Widerhall in den verbündeten Völkern finden.

Mit der Verkörperung dieses Gedankens betraut, schuf Kammermedailleur Professor Marschall in Wien, eine Berühmtheit auf diesem Gebiete und zugleich der einzige Künstler, dem es in letzter Zeit gegönnt war, Bildnisse der beiden erhabenen Majestäten in voller Lebens-

Eine weitere Folge der Reform war, daß die Markörkunststücke, sieben bis acht Kaffeegläser auf einmal zu befördern, nicht mehr durchführbar waren. Ein Markör erklärte dies damit, daß der »Gupf« von Schlagobers bisher eine feste Bindung des Kaffees nach oben gebildet habe, so daß nichts verschüttet werden konnte. Nun aber gerate die leere Flüssigkeit allzu leicht ins »Schwabbern«, so daß nur mehr drei bis vier Tassen auf einmal getragen werden könnten.

Die zweite Neuerung des gestrigen Tages in den Kaffeehäusern war die Abschaffung des Obersgefrornen. Die Kaffeesieder halfen sich damit, daß sie das Gefrorne — kalt gestelltes Kaffee-Eis — statt mit Beimengung von Obers mit — Wasser versetzten. Die breite Lage von Obers auf den Gläsern wurde, um der Darbietung ein »Gesicht« zu geben, durch gehäuftes Vanilleeis halbwegs ersetzt, auch wurden hie und da größere Portionen geboten. Auch die übrigen Gefrornessorten wurden noch geboten, jedoch mit Wasser hergestellt und ohne Obersschaum. Das Publikum hielt sich mehr an die Fruchteissorten, »Erdbeer«, »Himbeer« usw.

Bei den Zuckerbäckern versuchte man gleichfalls das entfallende Schlagobers so gut als möglich zu ersetzen. Die Schlagoberskrapfen waren sämtlich verschwunden. Wie schon angekündigt, half man sich mit »Schnee« aus Eiweiß. Die »Erdbeeren mit Rahm«, bisher eine im Sommer beliebte Erfrischung, waren natürlich nicht zu ersetzen. Aber auch das

wahrheit zu modellieren, nach Überwindung vielfacher Schwierigkeiten ein auserlesen schönes Bechermodell, das auf einem Edelmetallreifen das herrliche Doppelmedaillon der hohen verbündeten Majestäten trägt nebst dem von Ottokar Kernstock, dem berühmten Sänger des »St. Jörg«, verfaßten Bechersprüche:

Klar, wie dies Glas ist unser Recht!
Weh' dem, der es zerbrechen möcht'!

Unsre harte, eherne Zeit wies noch einen ganz besonderen Weg. Was sollte sinnfälliger und packender die späteren Generationen an diese Zeit und unser Treuegelöbnis erinnern, als der ihnen von den Vätern aus der Heldenzeit ererbte eiserne Kriegsbecher. Kernstock gab den Spruch:

Den eisernen Becher, den vollen, weiht,
Den eisernen Helden der eisernen Zeit!

Publikum der Zuckerbäcker erwies sich als verständig genug, um sich mit der unvermeidlichen Maßregel, die die Schonung der Milchvorräte bezweckt, rasch abzufinden.

In Kreisen der Gewerbe, die sich mit den durch das Schlagobersverbot berührten Artikeln befassen, konnte man vielfach Zweifel bezüglich der Gültigkeit des Verbotes hinsichtlich eventueller Verwendung von Trockenmilchtabletten zur Eisbereitung vernehmen. Tatsächlich ist die Trockenmilch, die auch vom Auslande eingeführt wird, in der Verordnung nicht erwähnt, und es bedürfte entsprechender Unterweisung, ob auch die Trockenmilch in das Milchverbot bei der Eiserzeugung einbezogen ist.

* * *

Noch ein Tag aus der großen Zeit

Seite 2:

Wien, 27. Juli.

Universitätsprofessor Dr. C. Brockhausen:

.... Ehrlich haben wir gekämpft; Taten des Hasses und der Grausamkeit haben wir vermieden; sie würden auch nicht stimmen mit dem edlen, von Güte und Menschlichkeit durchtränkten Charakter unserer Völker. Niemals sind wehrlose Gefangene auch nur mit Worten gehöhnt worden ....

Seite 6:

Wien, 27. Juli.

Der Lemberger Stadtkommandant:

.... Ich habe bemerkt, daß die russischen Gefangenen während ihres Transportes durch die Straßen von einem Teile des Publikums, besonders des jüdischen, beschimpft und mit Stöcken geschlagen wurden. Dieses Verhalten ist einer Kulturnation unwürdig und verletzt die Bestimmung des internationalen Rechtes ....

* * *

WIENER STADTBIBLIOTHEK

Philosophie

Der Dekan der philosophischen Fakultät der Universität Berlin, Professor Dr. Hans Delbrück, hat sich ins Große Hauptquartier begeben, um dem Chef des Generalstabes der Feldarmee General v. Falkenhayn das Diplom als Ehrendoktor der Philosophie persönlich zu überreichen. Die von Professor v. Wilamowitz verfaßte Laudation gibt die Gründe der Verleihung in lateinischer Sprache an. Die Begründung rühmt Falkenhayn, der in der letzten Zeit des Friedens und der ersten des Krieges als Kriegsminister und darauf als Chef des Großen Generalstabes dafür gesorgt hat, daß Truppen, Munition und Verpflegung an allen den so weitentlegenen Punkten niemals fehlten, so daß der Feind, wo immer er angriff, seine verfehlten Versuche bald aufgeben mußte. Er hat aber auch den ebenso kühnen wie klugen Plan entworfen, nach dem ein starkes Heer von unseren und den verbündeten Truppen unbemerkt in einem gut gewählten Punkte zusammengezogen ward und in plötzlichem Ansturm den überraschten Feind vollkommen in die Flucht schlug. Diesem Meister in allen Künsten des Krieges verleihen wir die Würde eines Doktors der Philosophie und Meisters aller schönen Künste. Zugleich mit Falkenhayn erhielt den Doktorhut ehrenhalber der Generalleutnant und Generalquartiermeister Freytag v. Loringhoven, der berühmte Militärschriftsteller. . . .

Man kann getrost annehmen, daß die deutschen Heerführer auch in ihren Ruhepausen so sehr von ihrer sachlichen Lebensauffassung durchdrungen sind, daß sie für solche Anerbietungen von Spaßvögeln, die sich jetzt zu häufen scheinen, nur höfliche Verachtung, Gelächter oder Langeweile übrig haben. Unter jenen sind ja Männer, die, wie der General v. Stein, viel besser den Anstand geistiger Verpflichtungen zu wahren wissen und solchen durch eine reinliche Trennung von den ungeistigen besser gewachsen sind als die deutschen Philosophieprofessoren, welche ihre eigene Berufsehre für gut genug halten, ein Ornament für Verdienste zu sein, die annähernd so viel damit zu schaffen haben wie Schokolade mit Knoblauch oder gar wie die Leistungen der Herren Delbrück und Wilamowitz mit Munitionsversorgung. Die Fähigkeit, das Kriegshandwerk zu den schönen Künsten zu zählen und die Kriegswissenschaft für Philosophie auszugeben, entspricht einem Geisteszustand, der sich in diesem Krieg wohl zu fühlen scheint, anstatt daß er an ihm zuschanden ginge. Die deutschen Professoren haben es mit den österreichischen Kellnern gemeinsam, daß sie jeden, der ihnen einen intelligenteren Eindruck als sie selbst macht, zum Ehrendoktor ernennen und die deutschen Kellner und die österreichischen Professoren machen es ihnen nach.

* * *

Eine Sprachstudie

Die ‚Saarbrücker Volkszeitung' meldet:

Der deutsche Kronprinz erließ am 22. August folgenden Armeebefehl:

„Heute jährt sich zum erstenmal der Siegestag der Schlacht von Longwy. Welch schicksalschweres Jahr ist vor unseren Augen dahingerauscht, seit auch wir dabei sein durften, wie die deutschen Heere über die festungsbewehrte Grenze drangen. In ungestümer Angriffsfreude schirmten sie Hof und Herd der heimischen Scholle, trieben eine Welt begehrlicher Feinde mit allen Schrecken heutiger Kriege in dem blühenden feindlichen Lande. Wer jene heißen Augusttage inmitten der fünften Armee miterlebt hat, wo wir siegessicher den Franzosen die deutsche Überlegenheit so schlagend zum Bewußtsein brachten, dem werden sie unvergeßlich bleiben. Nicht minder unvergeßlich aber bleiben uns auch die langen, bitterschweren Monate, in denen wir nicht mehr losließen, bis wir uns in heiligem Zorn am Feinde festgebissen hatten. Dem freudigen Leben stolzer Angriffsschlachten folgte unsere entsagungsreiche Verteidigung, unser Maulwurfskrieg, mit dem wir in ohnmächtiger Wut die anstürmenden Feinde in unzerreißbare Fesseln schlugen, und der nur so den unvergleichlichen Siegeszug unserer Brüder im Osten ermöglichte. Aber wie bei einem Vulkan unter dünner Decke das unbändige Element sich reckt und dehnt, bis, mit Gewalt durchbrochen, seine Kräfte frei werden, so warten wir in ungebrochener Kampfeslust auf den Tag, wo der Kaiser auch uns zu neuem Angriff ruft, heraus aus den Gräben und Stollen, hinein in den Krieg wie wir ihn lieben. Gebe Gott, daß bald der Tag erscheine! Frankreich soll sie wieder kennen, die Sieger von Longwy!"

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß dies nicht dem deutschen Kronprinzen, sondern einem Journalisten widerfahren ist. Das Beispiel stilistischer Zucht, das der Generalquartiermeister v. Stein gegeben hat, konnte leider nicht verhindern, daß Taten, die der Geschichte angehören, durch eine mehr dem Journalismus eigentümliche Art der Beschreibung entstellt werden, und wenn nach Bismarck die Feder verdirbt, was das Schwert errungen hat, so stört sie hier noch die Ruhe des Schwertes. Der General v. Stein, dem es bis zur Schlacht an der Marne vergönnt war, der Wahrheit den ihr angeborenen Ausdruck zu finden, hat allerdings zu Weihnachten über die kulturelle Wirkung der in raschem Siegeslauf errungenen Taten eine ziemlich pessimistische Ansicht geäußert. Aber eben er müßte glauben, daß ein Verzicht auf ihre expeditive Erledigung, wie ihn nach dem Bericht der Saarbrücker Zeitung der Kronprinz beklagt, einen Seelenzustand

vorbereiten könnte, der für eine ungeistige Darstellung, für den Prunk vorhandener journalistischer Redewendungen gar keine Gelegenheit mehr läßt. Darum kann es wohl keinem Zweifel unterliegen, daß die Zeitung und nicht der Kronprinz selbst an der Vorstellung Gefallen gefunden hat, daß eine Scholle Hof und Herd habe, wo doch eher das umgekehrte der Fall sein könnte. Und nur eine Zeitung kann sagen, daß man dem Feind »so schlagend« die Überlegenheit zum Bewußtsein bringt, denn ein Soldat überzeugt ja den Gegner nicht mit Argumenten, sondern mit wirklichen Schlägen. Und wenn der Kronprinz von »ungebrochener Kampfeslust« spricht, könnte er doch nicht zugleich hoffen, daß das unbändige Element mit Gewalt »durchbrochen«, sondern nur, daß es mit Gewalt durchbrechen werde. Vollends eine Wendung aber weist deutlich auf die journalistische Mache hin. Der Kronprinz spricht von dem »heiligen Zorn«, mit dem sich seine Armee am Feinde festgebissen habe. Heiliger Zorn jedoch ist eine Regung, die gewiß nicht geeignet ist, in dem, der sich ihrer rühmen kann, Unzufriedenheit zu wecken und den Wunsch, daß der Zustand bald geändert werde. Darum kann es auch keinem Zweifel unterliegen, daß nicht die deutsche Armee es war, die in »ohnmächtiger Wut« die anstürmenden Feinde »in unzerreißbare Fesseln« geschlagen hat, sondern daß diese heiligem Zorn wohl entgegengesetzte Regung eher den Feinden zuzutrauen ist und daß die deutsche Armee eben die in ohnmächtiger Wut anstürmenden Feinde in unzerreißbare Fesseln geschlagen hat. Die ohnmächtige Wut ist aus der Satzkonstruktion gesprungen wie aus einem Schützengraben und von den Feinden zu den Eigenen übergegangen. Der Saarbrücker Zeitung ist in der Hitze der Gefechtlosigkeit, die sie allzu lebhaft mitgefühlt hat, ein Lapsus passiert, den die Psychologen vielleicht auf einen unbewußten Zustand zurückführen könnten und der nun eine Art von Situationsbericht ergibt, die in rechtem Gegensatz etwa zur bewußten Meisterschaft des Generals v. Stein steht. Dieser hat aber gelegentlich einer Rundfrage auch den Mut zu der Antwort gehabt, daß der Glaube, mit Frankreich schnell fertig zu werden, irrig, das Gegenteil kulturell heilsam, daß den Deutschen prompte Siege nicht bekömmlich seien und daß sie als die Folge von Sedan einen trostlosen Siegeslauf des Materialismus erlebt hätten. Gewiß wäre er imstande gewesen, die Resignation der Waffen eine Sprache

führen zu lassen, in der man ausnahmsweise nichts davon gespürt hätte, daß der Sieger in Deutschland mit dem Wort so schnell fertig wird wie der Redakteur und beide schneller als mit Frankreich.

* * *

Die Waffen der Neutralität

Seite 8:

General von Moltke über die Waffenlieferungen Amerikas.

Berlin, 17. August.

. . . .»Wie lange mag der Krieg noch dauern?« »Das kommt darauf an, wie lange ihr Amerikaner fortfahren werdet, Waffen, Munition und Kriegsmaterial für unsere Feinde zu liefern. . . . Ich weiß wohl, daß dies das Werk von amerikanischen Privatkonzerns ist. Aber unser Volk ist erstens überrascht, daß so viele Ihrer Landsleute gewillt sein sollten, wegen materieller Vorteile einen so unneutralen Handel gegen uns zu unternehmen, und zweitens, daß Ihre Regierung, die in ihrer Note vom 10. Juni mit Recht hervorhebt, daß die Grundsätze der Menschlichkeit höher stehen als bloße Eigentumsrechte oder Handelsvorteile, keine prompten Maßnahmen ergreifen sollte, um dem ein Ende zu machen. . . . Wir waren also in derselben Lage wie unsere Gegner, der Unterschied liegt nur darin, daß wir gezwungen waren, uns selbst zu helfen, eine Riesenaufgabe, die unsere Heeresverwaltung in Gemeinschaft mit der deutschen Industrie in glänzender Weise gelöst hat, während für unsere Feinde, deren Leistungsfähigkeit versagte, die amerikanische Industrie einsprang und ihnen über die Schwierigkeiten hinweghalf.

Seite 7:

Zurückweisung unberechtigter Vorwürfe.

Frankfurt, 17. August.

Die ‚Frankfurter Zeitung' meldet: Ein Telegramm aus Newyork vom 16. August berichtet uns, daß die ‚World' Briefe veröffentlicht, woraus hervorgehen soll, daß die deutsche Regierung für Preßagitationen in den Vereinigten Staaten und auch für Versuche, in den Vereinigten Staaten Waffen und Munition zu bekommen, große Summen aufgewendet habe. In Verbindung damit wird der Name des Botschafters und einiger der Botschaft attachierter oder nahestehender Herren genannt. . . . Wir wären Narren, wenn wir in dem Kriege, in dem unsere Feinde mit allen Mitteln gegen uns arbeiten, an Keuschheit zugrunde gehen wollten. Daß wir im Auslande zu kaufen suchen, was wir während des Krieges und zum Kriege bedürfen und brauchen können und was sonst vermutlich in die Hände unserer Feinde fiele, ist so selbstverständlich, daß eine »Enthüllung« einfach komisch wirkt. Haben doch die Vereinigten Staaten offiziell ausdrücklich erklärt, es liege im Wesen ihrer Neutralität, daß sie uns ebenso gern Waffen und Munition verkaufen würden wie unseren Feinden.

New-Yorker Brief
von Karl Eugen Schmidt, ‚März', 1. Mai.

.... Wenn man sich die amerikanischen Firmen ansieht, die an dem Geschäft beteiligt sind, merkt man nicht ohne schmerzliche Überraschung, daß man es dabei durchaus nicht nur mit Angloamerikanern zu tun hat. Bei weitem das umfangreichste Geschäft wird von den Stahlwerken in Bethlehem — diesen friedlichen Namen führt die größte Kanonengießerei der Vereinigten Staaten — im Staate Pennsylvanien gemacht. An der Spitze dieses Stahltrusts stand früher der große Friedensapostel und Menschenfreund Carnegie, hierzulande als der erbarmungsloseste Arbeiteraussauger und Heuchler bekannt. Nach seinem Rücktritt übernahm ein Mann die Leitung, der den guten deutschen Namen Schwab trägt und somit nicht als Angloamerikaner angesprochen werden kann. Damit noch nicht genug, erfahren wir aus dem in finanziellen Angelegenheiten maßgebenden ‚Wall Street Journal', daß zwanzig Prozent der Aktien dieses Unternehmens in deutschen Händen sind, wohlverstanden, nicht in deutsch-amerikanischen, sondern in reichsdeutschen Händen. Es ist auch noch lange nicht das Schlimmste, was bei dieser Gelegenheit an den Tag gekommen ist. Während man von mehreren waschecht angloamerikanischen Fabrikanten erfahren hat, die Bestellungen der französischen und englischen Regierung abgewiesen haben, hat der in Milwaukee erscheinende sozialistische ‚Leader' die Namen mehrerer Deutschamerikaner genannt, die öffentlich laut und eifrig für die Sache Deutschlands eintreten, während die von ihnen geleiteten Fabriken Patronen, Flinten und anderes Kriegsmaterial für England und Frankreich herstellen. Ja, es kommt noch schlimmer; es gibt in den Vereinigten Staaten Filialen reichsdeutscher Firmen, die sich an diesem Geschäft beteiligen! Hat man da noch das Recht, gegen die merkwürdige Neutralität Onkel Sams zu protestieren, der schließlich keine besondere Veranlassung hat, um unserer schönen Augen willen auf diese gewaltigen Profite zu verzichten? Können wir ihn an den Pranger stellen, wenn unsere eigenen Landsleute der Versuchung nicht widerstehen und das englische und französische Geld einstreichen?

General von Moltke:

.... Es ist ein großer Unterschied, ob man Waffen in Friedenszeiten ans Ausland verkauft, oder ob man Waffen an gegenwärtig Kriegführende liefert, die gegen die eigenen Freunde kämpfen. Unsere Krupp- und Mauserwerke haben während des Friedens Waffen an die ganze Welt verkauft, ebenso haben es aber auch die Creuzot-Werke in Frankreich, die Armstrong-Werke in England oder die Winchester- und Remington-Kompagnien in Amerika getan. Anders aber wird die Sache während eines Krieges.... Während

Ihrer verschiedenen nordamerikanischen Kriege hat Ihr Volk sich niemals über Waffen- oder Munitionslieferungen unserseits Ihren Feinden gegenüber zu beklagen gehabt. Um auf die allgemeine Tatsache von Waffenexport in Friedenszeiten zurückzukommen, eine Tatsache, der sich manche Leute entgegenstellen, so muß man in Betracht ziehen, daß große Werke, wie Krupp in Essen, Skoda in Pilsen, Schneider in Creuzot oder Armstrong in England, weder ihr hohes Maß von moderner Leistungsfähigkeit erreichen, noch unterhalten könnten, wenn sie nicht durch neue Aufträge in mehr oder weniger ständiger Weiterentwicklung gehalten würden. Deswegen billigt unsere Regierung den Außenhandel unserer privaten Waffen- und Munitionsfabriken in Friedenszeiten, wie es der Fall war bei großen früheren Verkäufen durch Krupp an Rußland, Belgien und Italien, obgleich ihre Erzeugnisse an Staaten verkauft wurden, die möglicherweise einmal unsere Feinde werden konnten. . . .

Note der Vereinigten Staaten:

. . . . In diesem Zusammenhang ist es angebracht, die Aufmerksamkeit der k. u. k. Regierung auf die Tatsache zu lenken, daß Österreich-Ungarn und Deutschland, besonders Deutschland, während der dem gegenwärtigen europäischen Kriege vorhergehenden Jahre einen großen Überschuß von Waffen und Munition erzeugt haben, den sie in der ganzen Welt und speziell an Kriegführende verkauften. Während dieses Zeitraumes hat keines von den beiden jemals das jetzt von der k. u. k. Regierung vertretene Prinzip angeregt oder angewendet. Während des Burenkrieges zwischen Großbritannien und den Südafrikanischen Republiken hinderte das Abpatrouillieren der Küste benachbarter neutraler Kolonien durch britische Kriegsfahrzeuge die Verbringung von Waffen und Munition nach dem Transval und Oranje-Freistaat. Die verbündeten Republiken befanden sich in einer Lage, die in dieser Hinsicht nahezu identisch ist mit jener, in der sich Österreich-Ungarn und Deutschland gegenwärtig befinden. Trotzdem verkaufte Deutschland ungeachtet der kommerziellen Isolierung des einen Kriegführenden an Großbritannien, den anderen Kriegführenden, Hunderttausende Kilogramm von Sprengstoffen, Schießpulver, Patronen, Geschossen und Waffen, und es ist bekannt, daß auch Österreich-Ungarn ähnliche Munition an denselben Käufer, wenn auch in geringeren Mengen, verkaufte. Während im Vergleich zu dem gegenwärtigen Kriege die verkauften Mengen gering waren, war das in Frage kommende Prinzip der Neutralität dasselbe. Wenn sich zu jener Zeit Österreich-Ungarn und sein gegenwärtiger Bundesgenosse geweigert hätten, Waffen und Munition an Großbritannien aus dem Grunde zu verkaufen, weil ein solches Vorgehen eine Verletzung des Geistes der strengen Neutralität wäre, dann könnte die k. u. k. Regierung mit größerer Folgerichtigkeit und größerer Kraft auf ihrem gegenwärtigem Standpunkt bestehen. — Es darf weiter darauf hingewiesen werden, daß während des

Krimkrieges große Quantitäten von Waffen und Kriegsmaterial an Rußland von preußischen Fabrikanten geliefert wurden, daß während des jüngsten Krieges zwischen der Türkei und Italien, wie diese Regierung erfahren hat, Waffen und Munition an die ottomanische Regierung von Deutschland geliefert wurden und daß während der Balkankriege die Kriegführenden sowohl von Österreich-Ungarn als auch von Deutschland mit Munition versehen wurden. Obwohl diese letzteren Fälle der Lage Österreich-Ungarns und Deutschlands im gegenwärtigen Kriege nicht analog sind, wie es bei dem südafrikanischen Kriege der Fall ist, zeigen sie doch deutlich die seit langem bestehende Praxis der beiden Reiche in Sachen des Handels mit Kriegsmaterial.

* * *

Der Neutrale

Ein amerikanischer Professor, Freund der Zentralmächte, derzeit in Karlsbad, muß die Kur durch ein Interview unterbrechen. Er spricht aber beinahe von selbst und es entschlüpft ihm ein Kompliment:

.... Was die Österreicher anbelangt, so hat man sie, wie ich bekennen muß, in den oberen Kreisen Amerikas seit jeher von einer günstigeren Seite beurteilt als die Deutschen, aber wenn man die Wahrheit gestehen will, muß man sagen, daß dies wohl deshalb der Fall war, weil man von Österreich-Ungarn in Amerika noch viel weniger weiß als von Deutschland. Gegenwärtig macht man keinen Unterschied ....

Er merkt, daß er ein faux-pas gemacht hat, und der Interviewer, eine langjährige Klette der Karlsbader Kur, die schon dem verstorbenen Otto Erich Hartleben den Brunnen sauer gemacht hat, gibt ihm Gelegenheit, die Scharte auszuwetzen, durch die Frage — als ob der Mann sie noch nicht beantwortet hätte — was man in Amerika von Österreich-Ungarn spreche. Die Wiederholung wurde angeregt durch die Bemerkung des Amerikaners, daß drüben selbst gebildete Leute »keine Auskunft über die geographische Lage der Balkanstaaten geben konnten«. »Wie spricht man in Amerika über Österreich-Ungarn?« Nun nimmt sich der Fremdling zusammen und legt los:

Ich möchte beinahe sagen, daß man für Österreich-Ungarn dieselben Sympathien hegt wie für Frankreich, jedenfalls steht Österreich-Ungarn im Herzen der Amerikaner weit höher als Rußland. »Vienna« ist für die Amerikaner bereits eine Lieblingsstadt, welche jetzt in die Mode kommt. Ich schweife vielleicht vom eigentlichen Thema ab, aber es verdient immerhin Erwähnung,

daß die amerikanischen Frauen sehr viel dazu beitragen, Wien populär zu machen, denn seit den letzten Jahren gehört es fast ebenso zum guten Geschmack einer eleganten Amerikanerin, ein Wiener Kleid zu tragen, als wie eine Pariser Toilette, und dort, wo die Damen schöne Kleider erhalten, dahin folgen bekanntlich bald die Männer nach.

Einen neutraleren Amerikaner wird man sich kaum denken können. Er läßt seine Landsleute Österreich günstiger als Deutschland beurteilen, weil sie es noch weniger kennen, sie finden es so sympathisch wie Frankreich, ziehen es Rußland jedenfalls beiweitem vor, und wiewohl sie wahrscheinlich nicht wissen, wie die Hauptstadt von Österreich heißt, ist Vienna »bereits« die Lieblingsstadt der Amerikaner und bei ihnen populär. Das mußte er »beinahe« sagen, wiewohl er fürchten mußte, vielleicht vom eigentlichen Thema abzuschweifen, aber es verdient immerhin Erwähnung, ein Wiener Kleid, das ist halt was ganz Besonderes, wegen des bekannten Schick und Schaner, den nur unseraner hat, und dort, wo die Damen schöne Kleider erhalten, dahin folgen bekanntlich bald die Männer nach, so daß sich aus der amerikanischen Neutralitätsfrage eine ganz bedeutende, aber schon sehr eine bedeutende Hebung des Fremdenverkehrs, auf die wir ja in den schwersten Zeiten noch in einem Herzenswinkerl gehofft haben, zum Hals herauswachsen wird.

* * *

Was den prächtigen Ganghofer

erfreut:

. . . . Nun klirrte der stramme Schrittmarsch des deutschen Parademarsches über das Asphaltpflaster des Sachsenplatzes von Warschau. Die Wirkung, die der Anblick dieses kraftvollen militärischen Schauspieles auf die vielen Tausende von Zuschauern ausübte, war deutlich zu erkennen. Die Warschauer machten sehr große Augen. Und einen alten Juden hörte ich zu seiner Tochter sagen: »Nu waaß me, wos e Saldot is!«

verdrießt:

. . . . Und hinter diesen Wagenladungen des Elends, zwischen den Ruinen der von den Russen niedergebrannten Stadt, inmitten dieses Trauerbildes sinnloser Verwüstung, stand hübsch und unversehrt die russische Kirche, gerettet durch die abergläubische Angst vor einem strafenden Gotte! Kosakenreligion! Ob Gott in einer solchen Kirche noch wohnen mag?

erheitert:

. . . . Wie im Krieg zu jeder Stunde die Gegensätze von Schauer und Schönheit, von Ernst und grotesker Komik sich durcheinanderwirren,

So gab es auch im Verlaufe dieses festlichen Einzuges einige Momente voll schreiender Heiterkeit. . . . Die gewaltige Menschenmasse, welche die Straße verschloß, geriet wie durch Zaubermacht in plötzliche Wallung und verwandelte ihre kompakte Geschlossenheit flink in lockeres Auseinanderstreben. . . . Über den Köpfen und Körpern, die sich mit affenartiger Schnelligkeit voneinander schieden und die Straße freigaben, schimmerten und blitzten Tropfengüsse und leuchteten in der Sonne die schönen Regenbogen von zwei dicken, sausenden Wasserstrahlen, die der polnische Ordnungsgeist aus großen, fürsorglich bereitgehaltenen Feuerspritzen über die kreischende Menge hinpumpte. Der Humor der Unbeschädigten ließ kein Mißtrauen der Betroffenen aufkommen. Es lachte der Triefende mit dem Trockengebliebenen. Es lachte der magere Jude, der in seinem von Nässe klebenden Kaftan aussah wie ein Hungerkünstler in schwarzem Seidentrikot, es lachte die elegante Dame, der das lichte Sommerkostümchen transparent über alle Formen gebügelt war gleich einem Badekleide aus zartem Battist, und am herzlichsten lachten alle Kinder, ob getauft oder ungetauft. Und wir alle in den Autos lachten mit, bis wir lustige Tränen in den Augen hatten.

* * *

Das muß ein Kunstwerk sein

. . . . Das Gesicht ist von großer Ausdruckskraft, das ganze Standbild wohlgelungen. Den Sockel zieren etliche Reliefs, die Spottbilder unserer Feinde zeigen: eine Bärenfratze (Rußland), eine Dogge (England), einen Hahn (Frankreich), eine Löwenfratze (Belgien), eine Schlange (Serbien), einen Drachenkopf (Japan) und ein Chamäleon (Italien). Das 3 Meter hohe Denkmal, aus Lindenholz hergestellt, ziert die Vorhalle des Kunstgebäudes neben dem Residenzschloß; es wurde am Sedantag feierlich enthüllt. König Wilhelm und Königin Charlotte schlugen die ersten Nägel zur Panzerung des Schwabenritters ein.

Jetzt werden jene ekelhaften Humorkarten, mit denen das Hinterland den Kämpfenden eine Freude bereiten wollte und die von ihnen als unbrauchbar zurückgewiesen wurden, in Plastik umgesetzt. Dabei bleibt noch immer eine Ungerechtigkeit zu beklagen. Der Drache hat einen Kopf, selbst das Chamäleon wird als ganzes anerkannt — warum haben der Bär und gar der Löwe eine Fratze? Gehört sich denn das, die besten Tiere, die doch von den Industriestreitigkeiten der Menschen gar nichts wissen, zu beleidigen? Der Löwe ist schließlich der König der Tiere, er macht immerhin noch eine bessere Figur als manche Persönlichkeiten des Hinterlandes, die an Enthüllungen von Wehrmännern teilnehmen, und man sollte Recht für Gnade ergehen lassen und die Neutralität seines Königtums respektieren.

* * *

Die wackere Schalek forcht sich nit

ging ihres Weges Schritt für Schritt, ließ sich den Schild mit Pfeilen spicken und tät nur spöttisch um sich blicken. Die Schalek, oder wie ihr Untertitel lautet, »die erste und bisher einzige vom Kriegspressequartier als Berichterstatterin zugelassene Dame« — denn willst du wissen, was sich ziemt, so frage nur bei edlen Frauen an —, die Schalek also ist jetzt »in der Glut des Erlebens«, hat nur Spott und Hohn für das tatenlose Hinterland, verachtet die »Daheimhockenden, die aus der Zeitung den Krieg erleben«, aus der Zeitung, für welche die Schalek berichtet, bedauert jeden, »dem es nicht vergönnt ist, Tirol im Kriege zu sehen« und läßt sich von keiner Gefahr anfechten. Was auf den ersten Blick wie ein selbst in dieser großen Zeit auffallender Mangel an Schamgefühl berührt, ist nur jener frische Offensivgeist, mit dem die Schalek bis an die vorderste Front vordringt und worin sie es kecklich mit einem Roda Roda aufnimmt oder mit einem Klein, der auch schon in Schützengräben gefrühstückt hat. Sie fühlt sich zwischen Batterien zuhause, wie nur eine andere zwischen Dunstobst, stellt ihren Mann, macht sich nichts daraus, einem eben beschäftigten Offizier »die Einzelheiten förmlich aus dem herb verschlossenen Mund zu ziehen« und hat auch schon tirolerisch gelernt, denn sie will gehört haben, wie ein Landesschütze gesagt hat: »Schaugts, jetzt trauen sie siach.« Es ist aber immerhin möglich, daß der diesbezügliche Landesschütze kein Tiroler, sondern eigentlich ein Ischler war, den die Schalek noch aus einem Wiener Wohltätigkeitskomitee, also aus dem verächtlichsten Hinterland persönlich kennt. Aber wenn man von solchen Zufälligkeiten ab- und näher hinsieht, ist natürlich jeder Landesschütze eine Überraschung und gar jeder Standschütze ein echter Defregger oder wenn man will ein Egger-Lienz. Wie gemalt sitzen sie da, noch mehr für die Kunstkritik als für die Kriegsberichterstattung geschaffen. »Erst wenn sie ausspucken und ‚Grüaß Gott!' sagen und plötzlich ein schlau verstohlenes Zwinkern ins Auge hängen«, dann fühlt man, daß sie lebendig sind. Mindestens dürfte ein Beweis für ihre Lebendigkeit sein, daß sie schlau verstohlen zwinkern, wenn sie unter den Rezensenten ihrer Tätigkeit jetzt auch ein weibliches Mitglied des Pressequartiers zu Gesicht bekommen müssen. Denn das Ausspucken und Grüaß Gott!-sagen hätte im

Verkehr mit den männlichen Angehörigen dieser Institution auch ein Ölgemälde lernen müssen. Es versteht sich aber schon von selbst, daß die Gewehrsmänner im Verkehr mit den Gewährsmännern überaus zuvorkommend sind, nun gar gegenüber einer Frau, die diesen schönen Beruf ergriffen hat, und wenn diese Gäste »auf einer Höhe von mehr als dritthalbtausend Meter« einen Stützpunkt zu inspizieren wünschen, so wird ihnen dort nicht nur etwas vorgeschossen, sondern sie finden auch einen gedeckten Tisch. »Man hat feierliche Vorbereitungen zu unserem Empfange getroffen«, und der Tisch ist mit Blumen, sogar mit Trophäen geschmückt, wobei wohl erstere eine zarte Aufmerksamkeit für die männlichen Schapseln, letztere einen Willkommgruß für die Schalek bedeuten. Wie kühn die Schalek vorgeht, erfahren wir aus ihrer eigenen Schilderung:

Einen Stützpunkt darf ich ersteigen, nachdem der Kommandant des Talabschnittes eigens in unser Quartier herübergekommen ist, um unsere Wünsche zu erfahren. Männer auf solchen Posten verfügen niemals über leere Viertelstunden —

Aber um der Presse entgegenzukommen, bringen sie's immer noch zuwege und dann werden sogar leere Stunden daraus.

Meinen großen Wunsch, einen exponierten Punkt besuchen zu dürfen, kann er freilich nicht erfüllen, weil jede unnötige Regung, die den Feind veranlassen könnte, einen Punkt, auf den er eingeschossen ist, unter Feuer zu nehmen, unsere Soldaten in Gefahr bringen kann.

Wohlgemerkt, die Soldaten — die Mitglieder des Pressequartiers und zumal die Schalek würde es nicht tuschieren.

Hingegen bekommen wir die Erlaubnis, bis zu einem Stützpunkt vorzustoßen, und da dies einen starken Fußmarsch bedingt, teilt sich das Kriegspressequartier in zwei Gruppen. . . .

Ein Standschütze, der der Gruppe, welcher sich die Schalek anschloß, ansichtig wurde, hatte noch die Geistesgegenwart, ein schlau verstohlenes Zwinkern ins Auge zu hängen und den Ausruf zu tun: »Schaugts, jetzt traut sie siach!« Ein anderer Standschütze, der der anderen Gruppe ansichtig wurde, spuckte nur aus und sagte Grüaß Gott! Ich schließe mich der Meinung dieses zweiten Standschützen im ersten Punkte an. Ich bitte aber Gott ausdrücklich und inständig, nicht zu grüßen, sondern Blitz und Hagel bereit zu halten und die Tiroler Landes- und Standschützen davor zu bewahren, daß ihre Leistung zum Schauspiel für Individuen

werde, die statt über Operettenpremieren und Blumenkorsos zu referieren, jetzt auf einer Höhe von dritthalbtausend Meter ihr niedriges Metier ausüben. Und die irdischen Gewalten, die jetzt mehr als Gott selbst vermögen, bitte ich, auch in diesem Punkte Ernst zu machen. Den dort nicht Beschäftigten den Eintritt nach Südtirol zu verbieten. Wenn sie vorstoßen wollen, sie zurückzustoßen. Und von der vorgeschriebenen »Marschroute«, mit der sich unsere braven Feuilletonisten brüsten, höchstens mit Hintansetzung des Anfangsbuchstaben Gebrauch zu machen!

* * *

Die Schalek dringt weiter vor

.... Aber nicht nur daß die sonst so belebte Talstraße unbestritten dem Kriegspressequartier gehört, wir dürfen sie sogar mit dem Auto befahren, was bis zum Kriege niemandem gestattet war.... für unser Kriegsauto gab es nirgends ein Haltesignal ....

.... Aber für uns wird sicherlich heute herzlicher geleckt als damals, da ein großstädtischer Hoteldirektor für uns sorgte, und das schönste Zimmer mit dem schönsten Balkon, das bisher nur Krösusse bewohnten, bekomme ich ganz umsonst.

.... Oben auf dem Joch fühle ich zum erstenmal etwas wie Genugtuung beim Anblick der Verwandlung eines Dolomitenhotels in ein Militärquartier.... Die geschminkten, spitzenumwogten Signoras taten sich breit, was immer sie auch für ein Handwerk ausüben mochten. Wo ist jetzt der welsche Hotelier? Spurlos verschwunden. Ah! Das tut wohl!

.... Der Offizier, der uns führt, überlegt eine Weile, welche Spitze für uns wohl die geeignetste sei. Eine liegt mehr in der Kampflinie, eine andere bietet die bessere Übersicht — schließlich wird diejenige gewählt, die am seltensten beschossen wird. ...

».... Aber denen drüben verging bald der Spaß an Mützeschwenken, wir putzten sie einzeln weg wie auf der Hasenjagd. Auf die Dauer fanden sie die Kopfschüsse recht belästigend. Aber das muß ich sagen — bei ihnen gibts auch schneidige Kerle. ...«

.... Der Erzähler schweigt und tritt zurück, denn der mit uns wandernde Armeekinooperateur erfaßt eben eine unübertreffliche Gelegenheit .... Bis zu 3000 Meter Höhe tragen die Soldaten seine Kamera. Aber so wichtig dies auch ist, der Kadett wendet sich ärgerlich ab: »Warten, nichts als warten! So ein Kinokrieg! Wenn sie doch endlich losgingen, diese Alpenaffen!«

.... Wieso habe ich vor dem Kriege all die prächtigen Gestalten niemals gesehen, denen ich nun täglich begegne? In der Stadt gab es nur unscheinbare, kleinliche, selbst-

süchtige Menschen, die jämmerlich farblos waren. Hier wirkt jeder wahrlich sogar körperlich größer als daheim, jeder ist eine unvergeßliche Erscheinung . . In dem Graben des Beobachters ist zwischen den Moosdeckungen ein fünf Zentimeter breiter Ausguck für mich frei. »Ducken!« schreit mir der Leutnant zu, »die drüben wissen ja nicht, wo wir Beobachter sitzen, ein Stück Nase kann uns verraten!«

Wir kommen gerade recht. Denn eben beginnt ein Schauspiel, das keines Künstlers Kunst spannender, leidenschaftlicher gestalten könnte. Jene, die daheim bleiben, mögen unentwegt den Krieg die Schmach des Jahrhunderts nennen — hab' ich's doch auch getan, solange ich im Hinterlande saß — jene, die dabei sind, werden aber vom Fieber des Erlebens gepackt . . . . Unverkennbar ist es für jeden, der Augen zum Sehen hat, daß von denen, die mitten im Kriege stehen, manch einer gar nicht will, daß er ende.

Die Batterie unter uns schießt. . . . »Zu hoch!« schreit der Leutnant. »Zu tief!« nach dem zweiten Schuß. Und: »Ausgezeichnet, der sitzt! Jetzt haben sie's!« nach dem dritten. »Nach drei Schuß sind wir jedesmal eingeschossen,« erklärt er uns einfach und doch voll Stolz. »Jetzt wiederholen!« Und genau an derselben Stelle platzt wieder ein Schrapnell. »Die arbeiten dort nicht weiter!«

. . . . Sssss — — — gehts über unsere Köpfe dahin. Wie man sich deckt, braucht niemand erst zu lernen. Fast ohne daß man's selbst weiß, fährt man mit der Nase ins Gras. . . . Der Leutnant kennt jeden Klang . . »Das war eine Granate — das ein Schrapnell!« Und er begreift nicht, daß für mich die Tonfarben noch nicht auseinanderstraben.

». . . . na warte, Hundesohn, dich krieg' ich noch!«

. . . . Das Haus geht unter Feuergarben in die Luft, dicht vor unseren starr gewordenen Augen. Dann ist es still. Die Vorstellung ist zu Ende.

. . . . Ich sitze auf dem Bett, mein Begleiter auf dem Nachtkästchen. In meiner Tasse ist eine Fliege, die nimmt die Ordonnanz entschuldigend mit dem Finger heraus. Diese Ordonnanz ist ein Akrobat, sonst Mitglied reisender Künstlertruppen, jetzt kocht er auf Bergeshöhen für uns den Kakao.

. . . . Jetzt braucht man keine Parfums und Frotteurs; Puderdosen und Salbentöpfchen sind abgeschafft. . . .

. . . . Nennt es Vaterlandsliebe, ihr Idealisten; Feindeshaß, ihr Nationalen; nennt es Sport, ihr Modernen; Abenteuer, ihr Romantiker; nennt es Wonne der Kraft, ihr Seelenkenner; ich nenne es frei gewordenes Menschentum.

Dem Hauptmann, der mit uns heraufgekommen ist . . sind diese Knaben auf den einzelnen Bergspitzen wie die eigenen Kinder lieb. Und er schaut mich an, heimlich, damit es der Untergebene nicht sehe, aber voll unsäglichen Stolzes.

. . . . Aber es ist erstaunlich, wie leicht diese Männer nicht nur ohne die Hilfe von uns Frauen, sondern auch ohne uns selbst fertig werden.

. . . . Wie zu Weihnachten geht es zu. Wir lachen, essen, plaudern. Plötzlich erscheint der Akrobat in der Tür, blaß wie ein weißes Tuch: »Melde gehorsamst, Herr Leutnannt, Zugsführer T. ist tot.«

. . . . nennt es Vaterlandsliebe, Feindeshaß, Sport, Abenteuer oder Wonne der Kraft, ich nenne es freigewordenes Menschentum.

Da läßt sich gar nichts mehr sagen. Da kann man nur lauschen und schauen und es weitersagen. Solange die Schalek im Hinterland saß, hielt sie den Krieg für die Schmach des Jahrhunderts. Jetzt, da sie an der Front ist, bin ich ganz ihrer Ansicht.

* * *

Trebitsch im Weltkrieg

In Gastein war vor fünf Jahren England durch Balfour und Österreich durch Trebitsch vertreten. Kein Wunder, daß sie zusammenkommen mußten. Balfour mochte Trebitsch nicht so sehr wegen seiner Kenntnis der englischen Sprache schätzen, als wegen seiner Kenntnis der deutschen auf ihn gespannt sein. Denn Trebitsch gehört zu jenen deutschen Autoren, die nie »daran vergessen«, daß sie die Nation repräsentieren, immer fragen, »wieso es komme«, daß die Engländer so feindselig seien, und die sich mit Recht »darüber verletzt« fühlen. Balfour kennt Shaw, das weitere ergibt sich von selbst. Aber er schätzte in Shaw, »um dessentwillen er wohl gerne mit mir verkehrte«, vor allem den originellen Politiker, meint Trebitsch. »Als einer der größten Dramatiker, die das Inselreich seit Shakespeare besessen«, war ihm Shaw fremd. Genau so wie etwa mir. Balfour hatte für diesen Punkt nur jenes »vergitterte Lächeln«, das Trebitsch während der Unterredung öfter an ihm beobachtet hat. Wie gern nun Balfour mit Trebitsch verkehrt hat, merkte dieser vor allem an der Antwort, die Balfour auf Trebitsch's besorgte Frage gab, »wieso es denn komme«, daß England panslawistische Interessen unterstütze, »da dieser sonderbare Umschwung in einem gewaltigen Gegensatze zu den Anschauungen des Marquis von Salisbury, Balfours Oheim, stünde«. Diesen Versuch einer Einmischung in englische Familienangelegenheiten beantwortete Balfour nicht etwa mit der Gegenfrage, wie es denn komme, daß Trebitsch ein preisgekrönter Dichter sei, da dieser

sonderbare Umschwung in einem gewaltigen Gegensatze zu den Anschauungen seines Oheims, eines Seidenfabrikanten stehe, sondern:

Die Antwort darauf war so ausweichend und beinahe ablehnend, daß ich mich gezwungen sah, das Thema zu wechseln.

Er hat aber nicht gewechselt. Er sah sich nur gezwungen, aber es fiel ihm gar nicht ein. Denn mit dieser Antwort konnte sich Trebitsch, der »die Stunde zu nützen suchte« und »vor allem sich von Balfour über englische Politik, ihre Wege und Ziele belehren lassen wollte«, keineswegs zufriedengeben.

Ich konnte aber die Frage nach der Ursache der damaligen gereizten Stimmung gegen unseren gewaltigen Bundesgenossen Deutschland doch nicht unterdrücken und erlaubte mir unter Hinweis auf meine völlig unmaßgebenden politischen Ansichten die Bemerkung, daß Deutschland doch ein Defensivstaat sei und gegen England niemals offensive Pläne haben könne.

Was unternahm nun Balfour, zwar auch überzeugt, daß die politischen Ansichten des Herrn Trebitsch völlig unmaßgebend seien, mit dessen Hinweis darauf ganz einverstanden, aber doch gelangweilt von dem Geräusch, das trotz besserer Einsicht auf ihn eindrang?

Balfour räusperte sich und sah an mir vorüber durch das breite Fenster seines Zimmers in das friedliche Gasteiner Tal.

Mit dieser Belehrung über die Wege und Ziele der englischen Politik noch immer nicht zufrieden, stolz darauf, sich in der Konversation mit einem Engländer nicht zu blamieren und für den Mangel an politischer Bildung wenigstens durch Mangel an Takt zu entschädigen, stellte Trebitsch nunmehr an Balfour die Frage über das »künftige Verhältnis zwischen Oberhaus und Unterhaus«. Anstatt jetzt den Besucher aus beiden Häusern hinauszuwerfen, »parierte« Balfour »mit der Gegenfrage nach den Parteien unseres Parlaments und dem Gefüge des Herrenhauses«. Dadurch ermuntert, ging nun Trebitsch so weit, daß er die brennende Frage nach der Sicherung des europäischen Friedens an den britischen Staatsmann richtete und geradezu auf die mannigfachen Reizungen und Verstimmungen anspielte, aus denen am Ende gar eine Kriegsgefahr sich entwickeln könnte.

Balfour, durch diese mannigfachen Reizungen verstimmt und nicht gesonnen, auf eine brennende Frage zu antworten, sah mich lange an und versuchte dann temperamentvoller als bisher auseinanderzusetzen, daß England ein Inselreich sei, was wir

Festländer so gerne übersähen, und daß es niemals vergessen dürfe, aus dieser Tatsache heraus zu allen Ereignissen Stellung zu nehmen und alle Vorteile dieses Umstandes nach Kräften zu wahren.

Diese deutliche Anspielung eines Inselbewohners, der isoliert zu bleiben wünscht, war für den zähen Festländer noch immer nicht deutlich genug.

Dann huschte wieder jenes eigentümliche Lächeln über das bartlose Antlitz. Es glitt an mir vorbei und blieb an der unvergleichlichen Landschaft haften, die sich vor uns ausbreitete.

Man kann es dem vergittertsten Lächeln nicht verdenken, daß es, wenn es die Wahl hat, doch nicht an einer Landschaft vorübergleiten und am Trebitsch haften bleiben wird. Aber immer wieder, »beinahe mechanisch«, sagte Balfour: »Bedenken Sie doch, daß wir Inselbewohner sind. . . .« Dies endlich bestimmte den Festländer, von ihm zu weichen.

Zum Abschied war mir trotzdem nicht zumute, als hätte ein Wohlwollender oder gar ein Freund mir die Hand gedrückt.

Trebitsch ist feinfühlig. Er hatte aber auch den Eindruck, daß Balfour wie jeder Engländer in leitender Stellung »seine Gefühle im Zaune zu halten vermag wie kaum ein anderer«. Dies sei »vielleicht seine einzige unzweifelhafte Ebenbürtigkeit«. Sonst war ihm Trebitsch über, dem es sogar geglückt ist, einen Blick über jenen Zaun der Gefühle zu werfen, der etwa dem Gitter des Lächelns entspricht, ohne daß er seiner Neugierde, sagen wir, Zaun und Ziegel anlegen mußte. Würde er heute vor ihn hintreten und fragen: »Wie denken Sie über Deutschland, Herr Minister, und über die großen Siege der Zentralmächte, da würde vielleicht wieder jenes vergitterte Lächeln seine Lippen kräuseln und er würde ausweichend antworten: ‚Bedenken Sie doch, wir sind Inselbewohner. . . .'

Aber wahrscheinlich würde heute Trebitsch, der ein deutscher Schriftsteller ist, mit Balfour nicht mehr gern verkehren. Ist doch Trebitsch unserer besten einer. Gehört er doch zu jenen durchhaltenden Erscheinungen des Hinterlands, die im Weltkrieg ihren Mann gestellt haben, vielleicht einer, der am schmerzlichsten den Abbruch der internationalen Verbindungen erlebt hat, während der sonnige Hans Müller mit der Nibelungentreue sein Auskommen findet. Trebitsch hat viel vom Krieg mitgemacht. Das Schicksal hat ihn auf die Flucht aus Ostende mitgenommen und zu den Denkwürdig-

keiten dieses Krieges, die alle, wenn die Zeit reift, durch meinen Mund noch den Kindern und Kindeskindern erzählt werden sollen, gehört die Beschreibung jener historischen Flucht, auf der Trebitsch sein Gepäck zurücklassen mußte und mit heiler Haut und einem Feuilleton in Wien ankam. Er schrieb's unter dem Titel »Das große Erlebnis«. Es war aber auch eines. In Ostende hatte er gehört, daß Österreich an Serbien den Krieg erklärt habe.

Wir beben vor Freude. Nach Hause, nach Hause, ins Vaterland! — usw.!

In der Schlafwagengesellschaft ist aber alles ausverkauft, und Trebitsch muß bis Sonntag warten.

Die Ereignisse überstürzen sich. Während wir unsere Koffer packen, steht Europa bereits in Flammen.

Auch diese Erscheinung hat wieder ihre Begleiterscheinung: die Koffer müssen zurückgelassen werden.

Schmerzhaftes Heimweh drängt uns vorwärts.

Trebitsch aber muß »die Hände in den Schoß legen, still sitzen und warten«. Der Wirt »grüßt uns nicht mehr«. Dies wäre an und für sich noch kein bedrohliches Symptom. Schlimmer ist schon:

Auf unsere Bitte, einen Preisnachlaß zu gewähren, antwortet er unhöflich, herausfordernd, droht und weist uns die Tür.

Es ist aber auch nicht einzusehen, warum bei Kriegsausbruch, ehe noch ein Wirt Preistreiberei begeht, ein Gast Preisdrückerei anfangen sollte, das Herausfordern wäre in diesem Falle berechtigt, aber wenn ein Wirt einem Gast, der Preisnachlaß begehrt, die Tür weist, so hat er ja dem Ansuchen eigentlich in weitestem Maße entsprochen. Ob nun der Ausbruch eines Krieges nur die Gelegenheit oder die Notwendigkeit bedeutet, um als ersten Gedanken die Möglichkeit eines Preisnachlasses nahezulegen, geht aus dem Bericht nicht hervor. Wohl aber ist anzunehmen, daß nicht die Gesinnung des wohlhabenden Autors, sondern nur sein Französisch beim Wirt und sein Deutsch beim Leser das Mißverständnis verschuldet hat. Es scheint wirklich bunt genug zugegangen zu sein für einen Sohn aus reichem Haus. Entschlüsse müssen gefaßt werden. Da schlägt Trebitsch, schon ganz im Krieg, etwas »in die Schanze«, nämlich ein paar Hundertkronenscheine »für einen Bettel belgischer Noten. . . . Nur fort, nur fort!« Das Hotelpersonal? »Ist teilweise einberufen, teilweise nimmt es eine mürrische Haltung ein.« Man möchte

also nach dem einberufenen Teil klingeln, aber der kommt nicht. Die Nacht ist unruhig.

Fäuste donnern an unsere Türen und Verwünschungen gegen die Deutschen schrecken uns aus dem leisen Schlummer.

Vielleicht waren es schon die Engländer, die wegen schlechter Übersetzungen Protest erheben wollten! Nein, sie waren es nicht, aber die Nachricht trifft uns, daß sie ein Schiff angeschossen haben.

Shaw hat wieder einmal recht behalten: er hat an die englische Zivilisation niemals geglaubt.

Es hängt also doch mit Shaw zusammen. Trebitsch fährt nach Brüssel. Dort ist er der Heimat näher, »näher der Freude, Pflichten zu übernehmen«. Welche er übernommen hat, haben wir bis heute leider nicht erfahren.

Der Zug ist mit Menschen überfüllt, die wir oft in übermütigster Laune gesehen haben. Sie sind alle ernst und schweigsam geworden und die Züge der Frauen in ihrer Begleitung verraten plötzlich das wirkliche Alter....

Daß auf einer so überstürzten Flucht auch Züge verwechselt werden, ist begreiflich. Aber ob sie nun überfüllt sind oder nur das Alter der Frauen verraten, sie treffen endlich in Brüssel ein. Dort sieht sich Trebitsch »von wilden Pöbelmassen umdrängt«. Welch ein Unterschied gegen Ostende mit seinem Leben und Treiben von Kurgästen aus Wien und Budapest. Und in Brüssel erst, wie der Genauigkeit halber zugegeben sei, beginnt Trebitsch »klarer zu sehen« und »opfert rasch entschlossen« seinen Koffer, das heißt, er gibt ihn einem Spediteur, den man ihm empfohlen hat, ins Depot. Der Weltkrieg hat bekanntlich in seinem weiteren Verlauf noch größere Opfer gefordert und den Verlust zahlreicher anderer Güter zur Folge gehabt. Indes schon damals war Gefahr im Verzug, darum zurück ins Hotel!

Aber es hilft alles nichts, wir müssen handeln und an die nächste Zukunft denken.

Mit welchem Wirt oder womit Trebitsch nun gehandelt hat, ist nicht zu erfahren. Wir hören nur, daß zum Schutze der Abreisenden Militär requiriert wurde, »das das Ministerium des Äußern so gut wie verweigert«. Trotzdem geht die Reise von statten, und zwar »durch Triumphpforten der Begeisterung«, die Trebitsch auch die »gepanzerten Tore des Jubels« nennt, so daß er die unerschütterliche Überzeugung gewinnt: »Wir

müssen siegen!« Das Scherflein, das Trebitsch dazu beigetragen hat, die Pflicht, die er, im Vaterlande angelangt, übernommen hat, ist offenbar eben dieses Bekenntnis und diese packende Schilderung seiner Flucht aus Ostende. Ich habe es unter tausend Winzigkeiten, die das Gesicht dieser großen Zeit zusammensetzen, aufgehoben und nicht als die grellste, nur als eine, die sich mir auf dem Schreibtisch zufällig näherte, vorgenommen. Es hat unter den tausend tausendmal größere Winzigkeiten gegeben. Wenn die Zeit wieder kleiner geworden sein wird, sollen ihrer alle hervorgeholt werden, nicht damit man erfahre, was wir, sondern wie unverändert und in welch vertrauter Begleitung wir es überstanden, durch welche Augen wir es geschaut haben. Kleopatra schlug den Boten für das Ereignis: ich denke, daß das Ereignis für den Boten Züchtigung verdient. Nur solches Ereignis hat solche Botschaft, anstatt ihr den Mund zu stopfen, erst laut gemacht. Wie groß muß eine Zeit sein, die Raum hat für dieses! Und, wie ich gern beklage, auch für die Nachschilderung. Wie man will: man kann den Mißton der Welt so gut aus den Geräuschen wie aus meinem Echo beziehen. Das Ereignis hat die Sprecher nicht verändert. Trotzdem glaubte ich so lange schweigen zu müssen. Da wurden sie noch lauter. So werde ihre Stimme durch mein Echo verstärkt, damit sie auch die Enkel hören!

*

»Wie wir erfahren, wurde der Bühnenschriftsteller Siegfried Trebitsch gestern bei der Musterung für tauglich befunden.«

Da es — in der Theaterrubrik — mitgeteilt wird, so erlöst es gewiß die bebende Bereitschaft, »Pflichten zu übernehmen«, und muß in gerechter Ergänzung des Eindrucks, den der geschriebene Patriotismus macht, festgestellt werden. Sollte aber ~~die Erfüllung~~ die Erwartung etwa enttäuschen, was, bei Gott, keinem Erdenwurm zu verdenken wäre, so würden solche Vorfälle vielleicht doch die heilsame Einsicht durchsetzen helfen, daß ein künftiger Weltkrieg, um ein »großes Erlebnis« zu sein, ~~auch~~ mit Theaternotizen ~~und nicht auch~~ mit Feuilletons zu führen wäre.

* * *

kann ein Taubstummer, ein Blinder, ein Kind ohne Gefahr reisen!' ‚Ich lob mir Deutschland!' Das also war es. Wie ein Stoßseufzer klang's und ich sah mich um, begierig, was nun geschehen würde und ob sich die anderen wutschnaubend auf ihn werfen würden. Aber anstatt dessen nahm mein Nachbar zur Rechten, ein behäbiger alter Herr, das Wort auf. ‚Ja,' sagte er, ‚Sie haben wirklich recht. Ich war auch in Deutschland und möchte wünschen, daß sich unser Italien ein Beispiel daran nehme. Diese Ordnung, diese Ruhe, diese Ehrlichkeit. Benedetta la Germania!' — ‚Benedetta la Germania!' sagte nun auch mein Gegenüber, ein blasser, junger Mann mit äußerst intelligenten Zügen. . . . Ich amüsierte mich köstlich, als aber auch der letzte in das Loblied Deutschlands einfiel, mit der Begründung, daß er mehrere Jahre dort gelebt hatte, konnte ich mich nicht mehr zurückhalten und brach in lautes Lachen aus. Und dann gestand ich den Verblüfften, daß mich nichts so hätte verwundern können, als jetzt in Italien so verwandte Seelen zu finden. Fünf wildfremde Menschen finden sich in der Bewunderung eines Landes, das vieren davon nicht Heimat ist. ‚Nur wer Deutschland nicht kennt, haßt und beschimpft es', sagte mein Nachbar, ‚wer vorurteilslos urteilt, kann nur sagen: Benedetta la Germania!'«

Jedes Wort trifft den Nagel auf den Kopf des Wehrmannes, sogar der Satz: »Man darf jetzt, wo der Wind so weht, nicht reden.« Als ich von einer italienischen Reise wieder über die Grenze kam und in einer österreichischen Eisenbahn saß, wollte ich ganz dasselbe sagen. Daß in Deutschland ein Taubstummer, ein Blinder, ein Kind ohne Gefahr reisen kann, daß es dort auf der Eisenbahn keine Überraschungen gibt wie auf der Bahn des Lebens überhaupt. Diese Ordnung, diese Ruhe, diese Ehrlichkeit! Ob mir vier Mitreisende zugestimmt hätten? Vielleicht, wenn ich im Gegensatz dazu von der Unordnung und den unredlichen Schikanen auf den italienischen Bahnen gesprochen hätte. Die deutsche Schauspielerin und die fünf Italiener haben ganz recht. Ich lob mir Deutschland. Was immer man sich von ihm nehmen kann, ist ein Beispiel. Nur würde es näher liegen, daß sich die italienischen Bahnen es an den österreichischen nehmen, und die österreichischen an den deutschen. Der Weg ist sonst denn doch zu weit. So muß eine deutsche Schauspielerin, die aus Italien nach Deutschland will, in Wien Aufenthalt nehmen, um einer österreichischen Zeitung zu erzählen, wie man in Italien über die deutschen Bahnen denkt. Neuigkeiten hören wir immer gern. Benedetta l' Austria!

* * *

Verdienstvolle Tätigkeit

Damen der Gesellschaft welche freiwillig Pflegedienst leisten, Persönlichkeiten, welche sich um die Kriegs- oder Verwundetenfürsorge in irgendeiner Form verdient machten, werden von vornehmer Wochenschrift um kurze Mitteilungen und Photographien gebeten. Beabsichtigt ist eine würdige Publizierung der Verdienste (Bilder und kurzer Text). Photographien werden auf Wunsch unbeschädigt retourniert.

Briefe erbeten unter »Verdienstvolle Tätigkeit Nr. 10242« an das Ankünd.-Bureau dieses Blattes. 10242

* * *

Im Hinterland

Seite 1:

.... Wir fühlen, daß ein Blatt der Geschichte aufgeschlagen ist, wo spätere Geschlechter das Erhabenste lesen werden. Jeder Tag, der vorübergeht, wird in Bänden geschildert werden, und nahezu verängstigt steht der Einzelne der Unermeßlichkeit dieser schöpferischen Kräfte gegenüber, vielleicht auch ein wenig traurig, daß in den weiten Räumen, die nur der Unsterblichkeit gewidmet sind, seine vergänglichen Seufzer spurlos verhauchen.

.... Wenn die Massenheere des Zaren sich durchgesetzt hätten, wäre viel von dem, was das Beste an unserer Gesellschaft ist, dauernd verloren gewesen.

.... Die Bestimmung ruft und die Zukunft bricht hervor und wir müssen die Zaghaftigkeit abschütteln und in neue, weitere Verhältnisse eintreten, in einem Zeitalter, das Macht will und sie mit allen ihren zauberhaften Hilfsmitteln erzeugt.

Der Sieg in Ostgalizien hat jedoch noch einen anderen Sinn ....

Seite 18:

.... Ich bin auch heuer wieder nach Ischl gefahren. Es ist unklug von mir, natürlich. Ein junger Mann zwischen neunundzwanzig und fünfundvierzig (das ist mein wahres Alter) soll viel reisen, die Welt

sehen, neue interessante Gegenden und Menschen kennen lernen. Heuer habe ich wenigstens die Entschuldigung, daß man in die interessantesten Gegenden nicht reisen kann und daß einem wirklich nichts übrig bleibt als Ischl. Übrigens, ich brauche diese Entschuldigung gar nicht. Nach Ischl geht man doch gerade deshalb, weil man hier bestimmt nichts Neues sieht, weil man alles unverändert vorfindet: die Gegend, die Menschen, die Wege, die Witze. Man kennt den Hausbrauch, die Tonart, alle typischen Eigentümlichkeiten, ist an alles gewöhnt, auf alles gefaßt. Und weil das für die Erholung eines nervösen Menschen sehr wichtig ist, nur deshalb gehe ich immer wieder nach Ischl.

. . . . Andere müssen hier eine alte Tante besuchen, wegen einer Lederlieferung konferieren oder eine Operette schreiben . . . . Aber einen andern Ischler Typus erblicke ich heuer viel seltener. Mir scheint, die Dirndln sterben aus. . . . Dagegen gibt es einen lebhaften Korso von Holzhackern, Jagerbuabn und Hochtouristen, und wenn man sie mit ihren Joppen, Jankern, Kurzledernen, ihren Bergstöcken und schweren Goiserern sieht, fürchtet man schon, am Abend von einem Unfall eines dieser passionierten und kühnen Alpenmenschen zu hören. Und man atmet erleichtert auf, wenn man eine Viertelstunde später die Holzhacker, Jagerbuabn und Hochtouristen in der Kaffeehausveranda Tarock spielen sieht. . . .

Zwischen einem Lokal und dem anderen, von einer Mahlzeit zur nächsten bewegt sich hier gemächlich der Tag und bewegen sich die Gespräche. Beim Frühstück spricht man vom gestrigen Nachtmahl, bei der Jause vom Mittagessen, jeder gibt interessante Erfahrungen zum besten und berichtet, wo die Portionen am größten und die Preise am kleinsten sind. Ein Glas Kaffee, das um vier Heller teurer ist, erregt die Gemüter sehr, und es wird genau nachgerechnet: daran verdient der Mann mindestens . . . Dem Neuangekommenen wird dringend empfohlen, nicht à la carte, sondern ein Menü zu essen: »Da bekommen Sie eine gute Suppe, Vorspeise, ein sehr schönes Stück Rindfleisch mit zwei Beilagen . . .« Das Menü wird so liebevoll und plastisch geschildert, daß den Zuhörern das Wasser im Munde zusammenläuft und die Traun droht, anzuschwellen. Überhaupt, es ist alles, wie es immer war, und während sonst überall Handel und Wandel beeinträchtigt und die Börsen geschlossen sind, ist die Ischler Operettenbörse in voller Tätigkeit. . . . Man rechnet mit Vorliebe die Erträgnisse der großen Welterfolge nach und stellt tiefsinnige Betrachtungen darüber an, wie der internationale Operettenmarkt nach dem Kriege aussehen wird . . . .

Ja, ist denn diese Welt von kerngesunden Wucherern nicht assentiert worden? Muß der liebe Schneck, der sie zärtlich beschreibt, nicht dienen? Darf das alles, was nicht dienen muß, verdienen? Muß das alles, wenn es schon weiter lebt und wirkt, nicht einmal schweigen? Hat der Sieg in Ostgalizien eben diesen Sinn?

* * *

Spiele

›[Der Schützengraben] wurde bis jetzt von mehr als 15.000 Personen besucht. Nebst den großartigen Anlagen der Schützengräben finden auch die Übungen mit den Scheinwerfern bedeutendes Interesse. Morgen, Sonntag, werden auch die großen Scheinwerfer in Aktion treten. Das Militärkonzert beginnt bereits um 4 Uhr nachmittags. Eintritt per Person 50 H., für Militär vom Feldwebel abwärts und Kinder 20 H. Kürzeste Zufahrt durch die Ausstellungsstraße (3. Haltestelle vom Praterstern).‹

›. . . . Das von Hauptmann Adolf Ott zusammengestellte Programm umfaßte neben Chorgesängen und Schauturnen verwundeter und rekonvaleszenter Soldaten die Vorführung eines Angriffes auf die ›Festung Wutkipoff‹, die von diversen Feinden verteidigt wurde. Die Kleider für die ›Feinde‹ hatte die Brünner Theaterdirektion zur Verfügung gestellt. Natürlich wird die Festung erobert und die Feinde in ihren abenteuerlichen Kostümen dem Publikum vorgeführt. Dann wurde die Mannschaft, rund 4000 Mann, mit Bier und Gulasch bewirtet und zum Schluß ein Feuerwerk abgebrannt, dessen Haupteffekt die bengalische Beleuchtung des Kaiserbildes und die flammenden Initialen bildeten.‹

* * *

›Gefängnisstrafen für Kritik in England‹

— was sagt man! Vierzehn Tage, weil einer gesagt hat, er wünsche der englischen Armee die Vernichtung!

* * *

›Gefängnisstrafen für die Verbreitung der Wahrheit in Frankreich‹

— was sagt man!

* * *

›Drückeberger in Frankreich‹, ›Nachmusterungen in Italien‹, ›Die tägliche Verlustliste in England‹, ›Der sinkende Kurs in Rußland‹, ›Verabschiedung von Generalen in Italien‹, ›Mißbräuche bei Armeelieferungen in Frankreich‹, ›Ungenügende Kehrichtabfuhr in Rom‹

— also was sagt man!

* * *

›Verzweiflung des Viererverbandes am Sieg‹

Aber wenn er das Deutsch hört, das aus diesen Titeln ins Ohr der Welt einbricht, sollte er da nicht wieder Hoffnung schöpfen?

* * *

Das Scherflein

— — — Den in Schaumanns Apotheke, Stockerau, von einem ungenannt sein wollenden Herrn Oberleutnant zugunsten des Roten Kreuzes erlegten Betrag von 1 K, Summe 1091 K bar und 2000 K Nominale Rente; hiezu der frühere Ausweis von 679.253 K 44 h bar und 53.500 K Nominale Rente, zusammen 680.344 K 44 h bar und 55.500 K Nominale Rente = bisheriges Gesamtergebnis 735.844 K 44 h.

* * *

So gehört sichs

[Feierlichkeiten anläßlich der Einnahme Warschaus.] Auch in der Pension der Frau Grete Links in Vöslau wurde die Erstürmung Warschaus festlich begangen. . . .

* * *

Eine sonderbare Schwärmerin

». . . . Paul Ehrlich hat für den Vorgang, der sich im menschlichen Organismus unter der Einwirkung seines chemischen Präparates auf die krankheiterregenden Bazillen vollzieht, das Wort ‚Verankerung' geprägt und mit diesem Worte der Fähigkeit, sich in die feindlichen Bakterien festzubeißen, eine so lebendige Kraft verliehen, daß sie uns wie bewußter Zerstörungswille von ungeheurer Intensität anmutet — und wiederum — wenn ich an unendlich Zartes denke, an leiseste Umklammerung feinster Fühlfäden, an meine erste Begegnung mit Paul Ehrlich, so kann ich die Wirkung seiner Persönlichkeit auf mein innerstes Wesen nur mit seinem eigenen Wort ausdrücken: ‚Verankerung'. . . .«

h utzutage alles möglich ist. Eine feine ältere Dame heißt E[illegible]ine v. Schey und hat mit vollem Namen, ihn verleugnend und sich zu Ehrlich bekennend, diese Träumerei einer hochromantischen Seele einer für Poesie empfänglichen Leserschaft übermittelt. Romeo und Julia hören damit auf, ein Vorbild für die Umklammerung feinster Fühlfäden zu sein. Die Sympathie spricht hinfort wie Schey und Ehrlich: »Dein Nam' ist nur mein Feind . . . . ei andern Namens! Was ist ein Name? Was uns Rose heißt, wie es auch hieße, würde lieblich duften . . . . O Romeo, leg' deinen Namen ab, und für den Namen, der dein Selbst nicht ist, nimm meines ganz!« ». . . . Mein eigner Name, teure Heil'ge, wird, weil er dein Feind ist, von mir selbst gehaßt. . . . wie Ehrlichs Präparat einen Bazillus hast, Lieber du, [illegible]ein [illegible]erstes verankert!« »Leb wohl! Kein

Mittel lass' ich aus den Händen, um dir, du Liebe, meinen Gruß zu senden.« »O denkst du, daß wir je uns wiedersehn?« »Ich zweifle nicht, und all' dies Leiden dient in Zukunft uns zu süßerem Geschwätz.«

* * *

Die Nebensache

Ich suche einen
Schwiegervater
der sich mit mir in Konfektion etabliert; bin 33 Jahre alt, bekannt als Reisender und Konfektionär. Verm. verb. J. C. 3378 Exp. d. Bl., Berlin SW.

Cherchez la femme, kann man da wohl nicht mehr sagen. Wo ist sie? Suchs Frauerl. Er sagt nicht: Einheirat, denn auch der Schwiegervater ist noch nicht etabliert. Sonst sagten sie wenigstens, daß sie das Geschäft finden wollen und darum die Frau suchen. Sie brauchen doch einen lebendigen Vorwand. Das fällt jetzt weg; der Schwiegervater ist das Rudiment einer überwundenen Entwicklung, die noch Sentimentalitäten kannte und die Frau beim Warenbestand berücksichtigte. Das ist vorbei. Ein Schwiegervater wird gesucht. Die Tochter kann tot sein, wenn sie will; ist sie bei der Hochzeit da, gut nicht — nicht. Wird er das Konfektionslager mit dem Schwiegervater teilen! Es ist eine Neuerung in der Damenkonfektionsbranche. Konfektion ohne Dame. Der Glanz antiker Größe durchleuchtet unsere Zeit. Wo ist sie, die dieses Schicksal treffen wird? Die vielleicht die Annonce liest und nicht weiß, daß letzten Endes doch sie gemeint ist! Wo lebt die Konfektionsware? Wo lebt dieses fertige Kleidungsstück von Weib? Wo ist sie, daß ich sie beschwöre, sich jetzt zu verbergen und sich lieber zu töten als der Kadaver dieser Hyänen zu sein? Männer sterben jetzt durch Zufall, Frauen werden gebären, weil zwei sich etablieren wollen. Ein heroisches Zeitalter bricht ein. Beklaget nicht was gewesen. Komm o Morgenrot! Zwei Haderlumpen werden sich in dieser großen Zeit über dem toten Leben eines Mädchens die Hand reichen.

Schlie gestern

auf Schuldspruch im Sinne der Anklage am 4. Dezember 1914 zu Recht erkannt:

Karl Kraus

wird von der Anklage, er habe das Vergehen des teils vollbrachten, teils versuchten Eingriffes in das Urheberrecht des Alfred Staackmann im Sinne der §§ 8 St. G. und 51 U. G. dadurch begangen, daß er

1. in der Nummer 398 des 16. Jahrganges der periodischen Druckschrift »Die Fackel« das Bild »Otto Ernst als Strandläufer von Sylt« wissentlich und unbefugt reproduzierte,
2. daß er am 27. Mai 1914 in der Absicht dieses Bild wissentlich und ohne Zustimmung des Berechtigten als Lichtbild vorzuführen, das photographische Negativ in den Vortragssaal schaffte, nachdem er dessen Vorführung als Lichtbild angekündigt hatte, und sei die Vollbringung der beabsichtigten Übeltat nur wegen Dazwischenkunft eines fremden Hindernisses unterblieben, weil nämlich die Behörde vorher das Bild beschlagnahmte, gemäß § 259 Z. 3 St. P. O.,

freigesprochen.

Gründe.

Auf Grund des Geständnisses des Angeklagten und auf Grund des Augenscheines durch Besichtigung der vorliegenden Druckwerke »Taschenbuch für Bücherfreunde 1913« und Nr. 398 der Zeitschrift »Die Fackel« sowie auf Grund der Erklärung des Otto Ernst de dato Groß-Flottbeck (O. N. 18) und der Durchsuchungsprotokolle vom 27. Mai und 3. Juni 1914 wurde folgender Sachverhalt festgestellt:

Im Verlage der Firma des Privatanklägers L. Staackmann in Leipzig erschien das von Rudolf Greinz herausgegebene »Taschenbuch für Bücherfreunde 1913«. Dasselbe ist ein Sammelwerk aus den neuesten Schriften der Autoren des Verlegers L. Staackmann in Leipzig. Die einzelnen Beiträge sind so gewählt, daß jeder für sich ein geschlossenes Ganzes bildet. Außerdem ist in das Buch eine größere Anzahl von Bildern (Photographien) aufgenommen, darstellend Szenen aus dem Leben der im Buch vertretenen Dichter.

Speziell diese Bilder gaben dem Angeklagten Karl Kraus Veranlassung zu einer scharfen Kritik in der im April 1914 erschienenen Nummer 398 der von ihm herausgegebenen Zeitschrift »Die Fackel«.

Es werden diese Bilder in einem ungefähr sechs Seiten umfassenden Aufsatze in satirischer Weise besprochen und als Beispiel ist dem Aufsatze das Bild »Otto Ernst als Strandläufer von Sylt« beigedruckt.

In diesem Aufsatze wird darauf angespielt, daß Karl Kraus beabsichtigte, die Bilder des Taschenbuches zu verbreiten, und er hatte auch einen Vortrag mit Lichtbildern für den 27. Mai, ½ 8 Uhr abends, im großen Beethovensaale angekündigt.

Auf Grund des von der k. k. Polizeidirektion in Wien am 27. Mai 1914 im Beethovensaale aufgenommenen Protokolles ist festgestellt worden, daß unter den vom Angeklagten zur Benützung bei diesem Vortrag mitgebrachten Platten sich nur eine dem Taschenbuch

erfolgen, weil es sich auch hier um ein Zitat handelt und deshalb § 26 Z. 2 Urh. G. Anwendung findet; denn auch bezüglich der beabsichtigten Reproduktion durch das Skioptikon ist festgestellt, daß der Angeklagte das Bildnis zur Unterstützung seiner Ausführungen in einem literarischen Vortrag verwenden wollte; es stand ihm daher hier ebenfalls das Recht des § 25 Z. 2 Urh. G. zu.

Die in allen Punkten unbegründete Nichtigkeitsbeschwerde war daher zu verwerfen.

Der Ausspruch über die Kosten des Kassationsverfahrens stützt sich auf § 390 St. P. O.

Der k. k. Oberste Gerichts- und Kassationshof.

Wien, am 12. April 1915.

L. S.

Kleeborn m. p.
Bartsch m. p.

Für die richtige Abschrift: der k. k. Hilfsämteroberdirektor
Leyer

Die Gerichte haben somit anerkannt, daß ich keinen Urheberrechtseingriff begangen, sondern von dem Recht, ein »Literaturwerk« als das im Sinne des Gesetzes sogar das Taschenbuch der Staackmänner anzusehen ist, angemessenen Gebrauch gemacht habe. Das Bild, welches ich entwendet haben sollte, ist als Bestandteil dieses Literaturwerkes, wenngleich als ein besonders wertvoller Teil anzusehen. Mit dem Rechte, es zu zitieren, habe ich es meinem eigenen Literaturwerke einverleibt, es ist somit ein Bestandteil auch dieses Literarturwerks geworden, sogar ein besonders wertvoller, und da es keinem Zweifel unterliegen kann, daß ich berechtigt bin, mein eigenes Literaturwerk zu zitieren, und da ich es mir ausdrücklich gestatte, wiewohl ich es auch tun würde, ohne mich um Erlaubnis zu fragen, so reproduziere ich hiemit eine der interessantesten Stellen und werde mir auch erlauben, sie — mit meinem Wissen und mit meiner Zustimmung — als Lichtbild in einem Vortrage gelegentlich vorzuführen. Die Mona Lisa konnte gestohlen werden, wiewohl ihr Lächeln als Wertgegenstand neben diesem wahren Lichtbild gar nicht in Betracht kommt. Die kränkende Annahme jedoch, ich hätte einen Bilderdiebstahl begangen, ist hinfällig geworden, ich bin von dem Odium, das ich ein Jahr lang tragen mußte, befreit. Wenn ich mich nun selbst zitiere, wird es niemand

wagen, nicht einmal ich selbst, gegen mich einen Vorwurf, der eine unbefugte Reproduktion aus der Klage des Herrn Staackmann wäre, zu erheben. Sein Eigentumsrecht, dem ich nie nahetreten wollte, geht mich überhaupt nichts mehr an, das Bild kann jetzt höchstens mir gestohlen werden, und wenn es einer tun will, so habe ich nichts dagegen. Im Gegensatz zum Verleger des andern Literaturwerkes stimme ich der weitesten Verbreitung des Bestandteils zu. Ich hebe das Nachdrucksverbot der Fackel für diesen Fall auf und autorisiere jedermann, mich zu zitieren. Das Bild kann mir gestohlen werden. Hier ist es:

Otto Ernst
als Strandläufer von Sylt

»Die Feinde Goethe und Heine«

— was ist denn das? Feinde? Weil Goethe den Besucher Heine einmal schlecht behandelt und der Journalist Heine sich dann durch eine abfällige Bemerkung schadlos gehalten hat, darum kann man doch nicht gleich von Feindschaft sprechen? Aber liest man weiter, so merkt man schon, daß es dem Herrn Nordau gar nicht einfällt, es so zu meinen wie er es schlecht ausdrückt, sondern Goethe und Heine seien im Gegenteil vereint in der Feindschaft, die ihnen jetzt in Frankreich entgegengebracht wird, sie sind also vielmehr Freunde, was aber auch nicht ganz dem wahren Sachverhalt entspricht, denn man kann doch nicht gut annehmen, daß Goethe es nicht vorziehen würde, ohne den Kompagnon aus Frankreich ausgewiesen zu werden. Nordau behauptet, daß Goethe jetzt in Frankreich beschimpft, verunglimpft, angeflegelt, zerfetzt, herabgewürdigt werde, also daß ihm annähernd so mitgespielt wird wie andern bedeutenden Menschen von Herrn Nordau. Aber wenn es wahr ist, daß ein Esel in der Revue des Deux Mondes Goethe als den Repräsentanten der heutigen deutschen Wesenseigenschaften auffaßt, der seine eigenen Anschauungen im Faust durch die Raufebold, Habebald und Haltefest aussprechen lasse und die »Philosophie eines schneidigen Drillunteroffiziers« vertrete, dann müßte die heutige deutsche Publizistik den Franzosen doch mit viel mehr Recht eine Überschätzung Goethes vorwerfen, der ja einen verirrten und zum Heil des deutschen Wesens abgetanen Einzelfall bedeutet, wie heuer ganz ausdrücklich in Berlin klargestellt wurde. Ferner wäre darauf hinzuweisen, daß ihnen, wenn Herr Nordau wirklich recht hätte mit seiner scherzhaften Klage über die »Entziehung des Bürgerrechts« im Falle Goethe, doch dadurch, daß sie im Falle Nordau Ernst gemacht haben, immerhin eine reinliche literarische Handlung gutzuschreiben wäre. Ja, es dürfte wohl auch nicht zu bestreiten sein, daß selbst die härteste Behandlung, die sie sich — ein Hundertstel der von der Journalistik behaupteten Fälle zugegeben — gegenüber Ausländern zuschulden kommen ließen, reichlich durch die Abschiebung des einen Nordau wettgemacht wird, genau so wie Rußland viel Unrecht im voraus dadurch gesühnt hat, daß es schon in Friedenszeiten den Brandes nicht über die Grenze ließ. Daß die Pariser sich

gegen die abziehenden Ausländer anständig, ja nobel benommen haben, hat Herr Nordau selbst, im Gegensatz zu der telegraphischen Berichterstattung, zu erzählen gewußt, er scheint aber jetzt, da ihm eine Hoffnung schwindet, sich entschlossen zu haben, entweder die Wahrheit zurückzuziehen oder die Wahrheit zu sagen. Ein zuverlässiger Zeuge für den Modus bei Abschiebungen dürfte Herr Nordau nicht sein, er macht den Eindruck der Befangenheit, und wenn es nicht zu langweilig wäre, einen Autor wie Herrn Nordau auch noch zwischen den Zeilen zu lesen, so würde man den Verdacht gewinnen, daß er den Franzosen nur Härte gegen Goethe vorwerfe, weil er sie der Härte gegen Nordau beschuldigen will. Die Leidensgenossenschaft mit Heine wäre, wiewohl dieser Pariser Korrespondent immerhin geschickter war, nicht gerade ein Anspruch, den man Herrn Nordau als Unbescheidenheit auslegen müßte. Und wenn der Graf Karolyi darauf stolz war, bei gleicher Gelegenheit in gleichem Raum die persönliche Bekanntschaft des Nordau zu machen, so darf ein engerer Kollege sich die Schicksalsgemeinschaft schon gefallen lassen.

Wie stehts nun aber mit diesem? Sollte es denn wahr sein, daß Frankreich sich hier endlich zu einer radikaleren Maßnahme entschlossen habe? Was man in der Kriegszeit an französischen Äußerungen über Heine vernommen hat, schien eher auf den trostlosen Entschluß hinzudeuten, nunmehr den aus dem alldeutschen Deutschland Verbannten für Frankreich zu reklamieren und sein Schicksal gegen Deutschland auszuspielen. Ein pariser Schmock verstieg sich, als wäre er ein berliner, so weit, Heine als den größten deutschen Dichter zu feiern, für den natürlich Deutschland nicht das geringste Verständnis habe. Für solche Eseleien entschädigt die Gewißheit, daß der französische Kunstgeschmack die politische Ablehnung Heines durch Deutschland immer ganz richtig eingeschätzt und das deutsche Kunstphilisterium immer für fähig gehalten hat, dem Dichter Heine aufzusitzen. Der Vicomte Voguë hat vor ein paar Jahren den — für einen, der glaubt, daß Sieg und Kultur gemeinsam errungen werden — ziemlich perspektivischen Satz geschrieben, daß die Errichtung eines offiziellen Heine-Denkmals in Deutschland in einem künftigen Krieg Frankreich die Aufstellung von fünf Armeekorps ersparen könnte. Es war vorauszusehen, daß die Kriegssituation das politische Moment des Falles Heine

in den Vordergrund schieben und daß sich ein paar Schwachköpfe in Frankreich zusammentun würden, um den »Deutschenfeind« Heine als den größten Dichter, den die Deutschen je besessen haben, auszurufen. Nach der Darstellung des Herrn Nordau aber, in dessen Literaturhorizont solche Ansicht gepaßt hätte, scheint sich gerade jetzt auch jemand gefunden zu haben, der hier eine dem Herrn Nordau peinliche Klarheit schafft und die Persönlichkeit Heines an Deutschland wieder dankend zurückstellt. Herr Nordau beginnt denn auch prompt zu zitieren: »Wo wird einst des Wandermüden letzte Ruhestätte sein?«, nennt ihn einen »prometheischen Dulder«, spricht von seiner »deutschen Schwerblütigkeit«, die ihm auch seine dümmsten Verehrer bisher nicht nachgerühmt haben, und erzählt, daß zu seinem Grab am Montmartre als zu einem geweihten Wallfahrtsort Hunderttausende gepilgert seien, »die der Liebeswonne, dem Leid, der Sehnsucht, der Hoffnung, der Enttäuschung der eigenen Seele durch den Nachtigallenschlag der Heineschen Lieder einen beseligenden, tröstenden oder erlösenden Ausdruck gegeben hatten«, zu denen aber hauptsächlich Deutsche zählten und solche Ausländer, »die in den deutschen Kulturkreis eingetreten sind«. »Aus den Tiefen des französischen Volkes« seien diese Huldigungen nur in seltenen Fällen aufgestiegen, nur aus den Tiefen des deutschen Volkes, wobei Herr Nordau natürlich an seelische Tiefen denkt und sich nur, da er allzulange nicht aus Frankreich ausgewiesen wurde, schlecht ausdrückt. Aber bloß die »Gemeinde« habe so gefühlt, sonst wurde »der größte Dichter, den Deutschland nach Goethe hervorgebracht hat«, in der Heimat verfolgt und verleugnet. Das Lied »Fischerin du kleine« war seinerzeit von den Werkeln nicht so abgespielt wie diese Walze, ja selbst »Ich weiß nicht was soll es bedeuten« ist origineller. Nun aber, klagt Herr Nordau weiter, beginnen die deutschen Schmähungen gegen Heine in Frankreich einen Widerhall zu wecken. Im Mercure de France habe einer jener erzreaktionären Schufte, die sich schon an Dreyfus versündigt haben, auch Heine verunglimpft. Es wurden ihm — wie kleinlich — seine Bettelbriefe an seinen Oheim Salomon, Erpressungen an Meyerbeer und dergleichen vorgeworfen. Dies schon vor dem Krieg, nun aber erst recht und nur mit dem Unterschied, daß Heine früher als korrupter Jude und jetzt, weil dies dankbarer sei, als korrupter Deutscher hingestellt werde.

Vielleicht macht der französische Nationalismus hierin einen geringern Unterschied als Herr Nordau glaubt, und vielleicht ist es jenem nur darum zu tun, nachzuweisen, wie unbeirrbar das deutsche Kunstgefühl und wie durch ein halbes Jahrhundert tragfähig der deutsche Glaube an einen Lyriker ist, dessen Reimfähigkeit, Sentimentalität und flache Witzigkeit ihm Qualitäten bedeuten, die er von dem oft durchschauten Privatcharakter streng zu trennen weiß. Herr Nordau versteht das nur nicht, er glaubt ja auch, der Nachtigallenschlag habe nicht das geringste mit den finanziellen Dingen zu schaffen, und diese seien Kleinigkeiten:

> .... Eine deutsche Zeitschrift veröffentlichte vor kurzem unbekannte Briefe des Dichters an die Baronin James Rothschild in Paris, die kein anderes Interesse hatten, als höchstens das von kleinen anekdotischen Nachträgen zur Lebensgeschichte des Dichters. In ihnen entschuldigt Heine sich bei der Gattin wegen kleiner Neckereien gegen ihren Mann und gibt ihnen eine möglichst harmlose Deutung. Dieser Briefe bemächtigt sich der französische Schmäher, übersetzt sie tendenziös, versieht sie mit einem Kommentar, der einem Inquisitor höchste Anerkennung abgewinnen würde, und zieht aus ihnen den Schluß, daß es eine Schande sei, Heine noch länger in einer französischen Bücherei, in einem anständigen französischen Hause zu dulden, und daß jeder gute Franzose es als seine vaterländische Pflicht erkennen müsse, diesen deutschen Eindringling, der sich an den französischen Herd eingeschlichen habe, mit Fußtritten über die Grenze zu jagen.

Der Herausgeber der Briefe, ein Herr Hirth, meldet sich nun zu einer »wichtigen Berichtigung« und erklärt indigniert, es seien keineswegs kleine anekdotische Nachträge, sondern höchst interessante Dokumente zum Beweise von Heines finanzieller Unschuld. Weder die Auffassung des Herrn Nordau von der Belanglosigkeit des Vorwurfs noch die des Herrn Hirth von der Wichtigkeit des Gegenbeweises scheint mir zutreffend. Vielmehr glaube ich, daß diese Briefe interessante Dokumente sind, zwar nicht zum Beweise des Vorwurfs, daß der Briefschreiber »im Solde des Hauses Rothschild gestanden sei«, wohl aber der Tatsache, daß er vom Hause Rothschild keinen bekommen hat, und daß er sich mit unregelmäßigen Zuwendungen begnügen mußte. Vor allem aber bin ich der Meinung, daß es delikate Belege sind für eine schwärmerische Gemütsart, die nichts dafür kann, wenn ihr zwei Tonarten durcheinandergehen und der Troubadour sich an den Sozialkritiker erinnert, der den Rothschild anzugreifen

~~hatte~~ Der Herausgeber der Briefe schwelgt denn auch in der Vorstellung, daß ein Dichter wie Heine zwischen der Poesie der Gattin und der Prosa des Gatten nicht anders wählen und sich nicht anders benehmen konnte:

> .... Dort (selbst in Frankreich) wußte man die Briefe Heines an die Baronin Rothschild ganz anders und richtig auszulegen; man sah in ihnen, was sie auch wirklich sind, wundervolle Ergüsse einer reichen Dichterseele, die in starker ideeller Abhängigkeit vor des Barons James Gattin stand. Mit Geld haben diese Episteln eines Poeten nichts zu tun; sie lehren nur das eine, daß Heine, der die Baronin angeschwärmt, es innerlich beklagen mußte, sie, die feinnervige Frau, an einen nicht gerade von Poesie erfüllten Mann gebunden zu sehen. Kann ein Dichter der Liebe, wie es Heine ist, anders empfinden? Und mußte er nicht, wenn er dieses Gegenbild von Mann und Frau sieht, zur Ironie greifen, um den Mann ein wenig zu verulken? Welcher Dichter könnte anderes tun? Nein, kein Schatten fällt auf Heine nach seinen Briefen an die Baronin Rothschild. Reiner, anziehender und liebenswürdiger steht er jetzt da, als bevor man diese Schreiben kannte. . . . Baronin Betty hat den Dichter wohl verstanden; das können ihre Antwortbriefe an Heine lehren, die demnächst von mir in der ‚Deutschen Rundschau' publiziert werden.

Mit der eigenen Diskretion und mit der eines Dichters mag ja ein Literarhistoriker es halten wie er will. Ob es Sache des Genius ist, zur Ironie zu »greifen«, irgend jemanden »ein wenig zu verulken« und zumal, wenn er dessen Frau anschwärmt, ob ein Dichter der Liebe nicht doch anderes tun könnte, ob ein Publizist den Rothschild nur anzugreifen hat, weil er der Besitzer einer feinnervigen Frau ist, und ob eine Vermischung beider Agenden den Satiriker oder den Seladon oder beide ethisch verkürzt, darüber wollen wir mit dem Herrn Hirth nicht in Streit kommen, für den der »Poet« eine Erscheinung ist, die ganz nebenbei und gleichsam als Privatbeschäftigung »Ulk« und sonstiges treiben kann. Die Briefe Heines enthalten Stellen, deren »famillionärer« Ton, wie der Schreiber in Angelegenheiten des Hauses Rothschild sich gern ausdrückte, schon eine recht unappetitliche Auffassung von starker ideeller Abhängigkeit verrät. Der Literarhistoriker, dessen Lebensaufgabe die Einmischung in einen fremden Briefwechsel ist, mag ja glauben, daß durch seine Bemühung eine Persönlichkeit noch reiner, anziehender und liebenswürdiger dastehe, als man sie ohnedies schon gekannt hat. Wie sehr ihm dies ~~im~~

Falle Heine gelungen ist, davon konnte man sich aus der leicht faßlichen Inhaltsangabe überzeugen, mit der Herr Wittmann — einmal vor dem Krieg — Hirths weiteren Heine-Briefwechsel einem mit dem Milieu vertrauten Publikum empfohlen hat. Herr Hirth, der dem Nordau vorwirft, daß er die Heine-Rothschild-Briefe nur aus der französischen Entstellung kenne, wird meine Bezugsquelle für die andern gewiß unbedenklich finden. Sie hat mir das Studium des allzu reichen Originals erspart, ich durfte ihr zutrauen, daß sie sich die besten Behelfe für die Ehrenrettung Heines nicht entgehen ließ, und sie hat den Vorzug, daß sie gleich auch den rechten Geschmack und die den Interessenten sympathische Auffassung mitbringt. Im Gegensatz zu Herrn Nordau benütze ich eben nicht tendenziöse und gehässige Heine-Kommentare, sondern halte mich an die freundlichen und authentischen. Der Herr Hirth also, der mir keinen Vorwurf machen soll, hat das Verdienst, die ganzen Heineschen Familienaffären, diese durch keinen Humor bezahlte Stofflichkeit der Budapester Orpheumgesellschaft, unverstümmelt und von jeder unnötigen Diskretion befreit vor der Welt ausgebreitet zu haben, und Herr Wittmann rühmt ihm des öfteren einen »heiligen Zorn« nach, der ihn über das Vorgehen der Mischpoche erfaßt habe, die anstatt einfach die Auskramung der Details ihrer Privatschmutzerei zu verbieten, sich mit Fälschungen begnügt hatte, bis Herr Hirth auf den Plan trat und »die peinliche Kleinarbeit des Restaurators« übernahm, »der die Gliedmaßen des zerschlagenen Götterbildes mühsam zusammenklaubt, um sie wieder harmonisch zu einem Ganzen zu fügen«. Einen glücklicheren Vergleich als jenen mit dem Götterbild findet Herr Wittmann, wenn er von einem »papiernen Herkulesgeschäft« spricht, »das aber auch als unerläßlich erschien«. Der Bruder Maximilian zum Beispiel hatte ehedem aus den 4800 Franks, die der Onkel Salomon gezahlt hat, rund 8000 gemacht; aber es bleibt in diesem Wirrwar von Zahlen und Gefühlen ziemlich gleichgiltig, ob er nicht vielleicht besser informiert war als der Bruder Harry. »Das sind übrigens Kleinigkeiten«, meint Herr Wittmann. Die Tragik in Heines Leben beruht in etwas ganz anderem. Er ist beim Testament beschummelt worden. Er hat dem Onkel einen Kondolenzbrief zum Tod der Tante geschrieben, »aus tiefbewegter Seele«. Der Vetter Karl aber hat den Brief unterschlagen und der Onkel Salomon

sie sich ausdrückten, aus Zaarlechajim, was noch mehr sagen will als das Wort Rachmones.

Ihr edles Herz, Herr Baron, scheint auch diesem großmütigen Aberglauben treu geblieben zu sein und jedesmal, wenn das Glück Sie in Ihren kolossalen Geschäften ganz besonders begünstigte, haben nicht bloß Ihre nächsten Hausfreunde, sondern auch der Dichter, das große Kind, etwas zu schlucken bekommen. In diesem Augenblicke, wo Sie wieder bei einem ungeheuren Unternehmen vorherrschend beteiligt sind, und überhaupt siegreich und millionärer als je aus den Revolutionsstürmen hervorgehen, jetzt erlaube ich mir Ihnen wissen zu lassen, daß ich noch nicht gestorben bin, obgleich mein Zustand nicht eben den Namen Leben verdient.

Eine sehr große und sehr schöne Dame, die mir in meinem Elend manches tröstende Wort zugerufen hat, und die bei Ihnen in sehr großem Ansehen steht, nämlich die Frau Baronin James Rothschild wird es Ihnen sehr gut aufnehmen, wenn Sie sich in einer Weise, die meiner und Ihrer würdig wäre, für mich interessieren wollten.

Genehmigen Sie die Versicherung der wahren und ehrfurchtsvollen Freundschaft, mit welcher ich verharre, Herr Baron,

Ihr ergebener
Heinrich Heine,
50 rue d'Amsterdam.

Die Denkmalswürdigkeit dieses Petenten dürfte außer Frage sein. Mindestens aus Rachmones sollte es das deutsche Volk tun, zumal jetzt, wo es bei einem ungeheuren Unternehmen vorherrschend beteiligt ist und millionärer denn je aus den Kriegsstürmen hervorgehen wird. Rothschild ließ sich nicht spotten, wiewohl er es so oft hatte geschehen lassen. Er ließ sich auch nicht lumpen, wiewohl die Verlockung nahe genug war. Gelöbnis und Quittung:

Paris, 19. Januar 1852.

Hochgeehrtester Herr Baron!

Ich habe mit Vergnügen erfahren, daß Sie meiner nicht vergessen haben, und indem ich Ihnen zugleich für den neuesten Beweis Ihrer Güte verpflichtet bin, sage ich Ihnen meinen tiefgefühltesten Dank. Es liegt sichtbar auf Ihnen der Segen Gottes, und jede Berührung mit Ihnen bringt Glück. Seit Jahren wurzelt in mir dieser Glauben, und Ihr persönliches Wohlwollen war mir daher immer besonders erfreulich und trostreich. Bewahren Sie es mir immer mit Ihrer gewohnten Großmut und seien Sie überzeugt, daß ich mich dessen, so viel es in meiner Macht steht, würdig zeigen werde. Ich denke sehr oft an Sie und Ihre edle Familie; die Stunden, die ich die Ehre hatte, in Ihrer Nähe zu verleben, erquicken mich in der Erinnerung.

Empfangen Sie, Herr Baron, die Versicherung meiner Ehrfurcht und

wahrhaften Ergebenheit
Heinrich Heine.

Diese Seite um eine Zeile
zu lang, da nicht anders möglich
Fr.

Die Gabe war würdig, der Nehmer verspricht es auch zu sein. Wer wollte zweifeln, daß diese beiden Briefe »für sich selbst sprechen«? Daß Herr Hirth einen scharfen Blick hat? Wer aber auch, daß Heine nur dieses einzige Mal Geld bekommen hat? Wer, daß schon die Erwartung imstande war, Ulk und Angriff in Ehrfurcht und Ergebenheit zu verwandeln, aber nur die Erwartung, während die Erfüllung vielleicht wirklich nicht geeignet war, auf das Urteil bestimmend einzuwirken? So daß Rothschilds Erwartung von Heines Erfüllung enttäuscht wurde? Heine war gewiß vom Geld Rothschilds unabhängiger als Rothschild vom Angriff Heines und ehrfürchtige Briefe waren immer wieder imstande Illusionen zu wecken, die Ulke zerstörten. Welch ehrenmännlicher Verkehr! Nein, das große Kind bekommt »jedesmal etwas zu schlucken«, aus Zaarlechajim, was noch mehr sagen will als Rachmones, und Herr Hirth, der dabei steht, sagt, es sei nur einmal der Fall gewesen, und ohne Einfluß geblieben auf das unanständige Benehmen des großen Kindes. Durch die Briefe, die für sich selbst sprechen, ist bewiesen, daß es wohl jedesmal, aber freilich nicht regelmäßig zu essen bekam. »So durfte es sich Heine erlauben, den Baron James mehr oder weniger deutlich zu ironisieren, ohne daß die Beziehungen irgendwelche Trübung erfuhren.« Welche Beziehungen? Die freundschaftlichen. Rothschild muß das größte Verständnis für die Freiheit einer Dichternatur gehabt haben, nie konnte und wollte er glauben, daß Heine sich durch Geld, das er ihm zusteckte, beeinflussen lassen werde. Pfui Teufel, wo wird denn ein Bankier einem gefürchteten Ironiker das Geld, das dieser nimmt, in so schmutziger Absicht geben! Solcher Versuch einer Beeinflussung wäre ja schlimmer als sein Gelingen. »Zweimal, in den Jahren 1837 und 1846, scheinen Spannungen eingetreten zu sein«, räumt Herr Hirth ein. Nur einmal hat Heine Geld bekommen, immer durfte er dafür den Rothschild angreifen, und nur zweimal war der beleidigt. Was war der Grund? Herr Hirth vermutet, Rothschild habe »sich beidemale geweigert, für Heine bei dessen Familie einzutreten, um ihm deren Unterstützungen zu erwirken. Abgewiesene Geldforderungen Heines können keinesfalls in Frage kommen«. Also rein ideale Forderungen, wie wenn Heine etwa verlangt hätte, Rothschild möge die große Seele seiner Gattin anerkennen. »Die Behauptung des Dichters bleibt unum-

stößlich, daß ihn Rothschild nur deshalb Freund genannt habe, weil er nie Geld von ihm verlangt habe. Auf ‚verlangt' ist dabei der Nachdruck zu legen; denn erbeten hat sich Heine ja tatsächlich einmal ein Geschenk.« Ein Dichter ist stolz darauf, daß ihn Rothschild Freund nennt, begründet dieses Privileg mit Enthaltsamkeit, denn Rothschild hat nur mit Leuten verkehrt, die nicht Geld von ihm »verlangen«, sondern es »erbitten«, wie sichs gehört. Aber aus den Briefen geht doch auch für Herrn Hirth, der ein Forscher ist, hervor, daß Heine immer Geld von Rothschild bekommen hat? Herr Hirth spürt den Einwand und beeilt sich darum nachzutragen: »Daß ihm Baron Rothschild unaufgefordert gelegentlich Zuwendungen machte, wäre freilich denkbar.« Es wäre denkbar, wo es beweisbar, nein, bewiesen ist, von Heines Hand geschrieben, von Hirths Hand abgeschrieben, vor seiner Nase gedruckt? Kann wirklich solcher Zeitvertreib, sich Dinge, die es gibt, auch noch vorzustellen, der Geduld eines Publikums zugemutet werden? Item, Herr Hirth räumt das immer Geschehene als gelegentlich möglich ein, Rothschild hat oft und oft Heines Spott herausgefordert, Heine nie Rothschilds Geld, aber er hat es gelegentlich bekommen. »Doch«, beeilt sich Hirth korrekterweise festzustellen, »ehrt diese Freigebigkeit mehr den Spender, als daß sie den Beschenkten verunehrte.« Gewiß, das ist so der Sinn der Wohltätigkeit; ob es aber auch der Sinn der Publizistik ist, sagt Herr Hirth nicht. Rothschild hatte ein Herz neben seiner Brieftasche, jedoch ein Geschäft mit Heines Unabhängigkeit wollte er nicht machen. Dieser sandte wieder einmal (1854) der Gattin einen Angriff auf den Millionär ins Haus, die »Lutezia«. »Die Ironisierung des Barons James greift hier keineswegs tief, konnte aber gleichwohl den eitlen Chef des Pariser Hauses verletzen«, den zwei Jahre vorher Heine seiner Ehrfurcht versichert hatte. »Weshalb Heine jedem Mißverständnisse seiner Absichten mit den folgenden Zeilen vorgriff«:

Hochgeehrteste Frau Baronin!

Ich habe die Ehre, Ihnen heute meine jüngste Publikation zuzusenden — — —

Ich habe besondere Gründe, diese Lektüre Ihrer gütigsten Einsicht zu empfehlen. Es sind Stellen darin, wo ich von dem Herrn Baron spreche, und meine Sprache vielleicht nicht die der gewöhnlichen Devotion sein mag, die man einem

Gönner schuldig ist; aber es hat um diese Gönnerschaft eine besondere Bewandtnis, mit deren Erörterung ich Sie nicht behelligen möchte. Seien Sie aber überzeugt, im Wesentlichen glaube ich mich keines Mangels an Takt schuldig gemacht zu haben. Wenn mich manchmal der Herr Baron mit dem Titel eines Freundes beehrte, so war ich doch nicht so unbescheiden, dies für etwas anderes als für eine liebenswürdige Courtoisie anzusehen, wie er sich denn wirklich mir oft in seiner größten Liebenswürdigket gezeigt hat; die Augenblicke, die ich die Ehre hatte, in seiner Gesellschaft zu sein, gehören zu meinen angenehmsten und freudigsten Erinnerungen. Wie sehr ich ihn liebe und wie wahrhaft ich die großen Verdienste zu würdigen weiß, die er immer in einer Sache bekundete, welche auch mir heilig und teuer ist, werden Sie später, gnädige Frau, aus den Denkwürdigkeiten ersehn, die ich noch vor meinem Abscheiden zu beendigen hoffe. Ich sage dieses, damit der obenerwähnte Mangel untertänigster Devotion nimmermehr mißdeutet werden möge — — —

Zwei Jahre vorher hatte die Devotion versprochen, sich, soweit es in ihrer Macht stehe, des freundschaftlichen Wohlwollens würdig zu zeigen. Dieser nicht dauernd soutenierte Dichter beruft sich in seinen Bittbriefen an den Millionär auf die Gattin und in seinen Liebesbriefen an die Gattin auf die Angriffe gegen den Millionär, dessen Gönnerschaft er zwar genießt, aber zu bescheiden ist als die wahre Freundschaft anzuerkennen. Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, aber das scheint mir klar, daß eine feinnervige Frau, der solche Zumutung nicht auf die Nerven fällt und die aus solchem Dickicht von Schwärmerei und Schnorrerei nicht sofort an die Seite des legitimen Dickhäuters flüchtet, es ~~wohl~~ verdient hat, in Hirths Literaturgeschichte zu kommen. Rothschild wird von dieser als Wohltäter anerkannt und Heine als dessen Freund. Zwar gestattet Heine im Jahre 1837 dem Johann Heinrich Detmold, »über Rothschild so viel Maliziöses zu schreiben, als er wolle«, Herr Hirth meint aber, durchaus unzulässig sei »der durch nichts zu erweisende Schluß«, Heine sei mit Rothschild »verfeindet gewesen«. »Weit mehr Wahrscheinlichkeit hat die Auslegung des Satzes, daß er, obwohl ein Freund Rothschilds, Detmold in keiner Weise zugunsten des Bankiers beeinflussen wollte, sondern diesem, der sich anscheinend in einem Briefe an Heine ungünstig über James Rothschild geäußert und angefragt hatte, ob er sich in demselben Sinne öffentlich aussprechen dürfe, völlig freie Hand gelassen hatte«. Heine war nicht nur selbst

zugunsten Rothschilds ~~und~~ beeinflußbar, er wollte auch keinen andern Schriftsteller zugunsten Rothschilds beeinflussen. Er ließ jedem freie Hand, er gestattete einen Angriff. »Aber selbst wenn man an eine Spannung zwischen Heine und Rothschild im Jahre 1837 denken will, darf deren Ursache keineswegs in einem mißglückten Versuche Heines, Geld zu erlangen, gesehen werden.« Wer denkt denn an so etwas? Mißglückte Versuche Heines, Geld zu erlangen, sind zwar aus der Korrespondenz mit Meyerbeer glatt nachweisbar, aber im Falle Rothschild hat Heine eine Ablehnung offenbar so wenig krumm genommen, wie Rothschild einen Angriff, der ja schließlich doch auch eine Spannung in einem Freundschaftsverhältnis hinlänglich rechtfertigen könnte. Die im Jahre 1846 wird gar nicht zu begründen gesucht. Heine hat zwar Geld von Rothschild bekommen, sie waren zwar gelegentlich bös, aber der Literaturforschung ist das gute Einvernehmen zwischen einem Dichter und einem Bankier viel zu heilig, um darin eine Trübung eintreten zu lassen, und wenn schon eine eintrat, so muß sie darauf zurückzuführen sein, daß Rothschild in einer rein idealen Angelegenheit, nämlich wegen der Unterstützung durch den Onkel Salomon nicht intervenieren wollte. Diese Weigerung »könnte den Dichter zeitweilig verstimmt und zu der etwas unmutigen Äußerung gegenüber Detmold«, die soeben noch ein Beweis purer Objektivität war, »veranlaßt haben«; aber »keinesfalls zu sarkastischen Bemerkungen über Rothschild«. Sie sind weder durch die Spannung noch ist die Spannung durch den Geldpunkt bewirkt worden. Was habe denn Heine weiter getan als daß er »einige seiner lächerlichen Eigenschaften ironisierte«? Zwischen den hundert keinesfalls und den hundert keineswegs, die die Beweisführung des Herrn Hirth in Gang bringen, stellt sich somit das interessante Verhältnis ~~von~~ Heine ~~und~~ Rothschild wesentlich so dar, daß Heine mit Rothschild befreundet war, weil Rothschild dem Heine Geld gab, um von ihm angegriffen zu werden, daß Heine den Rothschild angriff, um mit ihm in Freundschaft zu bleiben, daß Heine nicht beleidigt war, wenn er von Rothschild Geld bekam, und Rothschild nicht beleidigt war, wenn er von Heine angegriffen wurde, und daß nur vorübergehend eine Spannung eintrat, wenn Rothschild dem Heine Geld geben wollte, Heine aber den Rothschild um keinen Preis angreifen wollte, oder wenn Heine den Rothschild zwar

angriff, aber Rothschild ihm trotzdem kein Geld dafür gab, Rothschild das als Undankbarkeit auffaßte und Heine enttäuscht war, weil er das von einem Freunde nicht erwartet hätte. Damals hat er bestimmt nichts verlangt, nicht einmal erbeten. Herr Hirth versichert, daß er es wissen müßte, wenn es anders gewesen wäre. »Denn der Überblick über Heines gesamte Korrespondenz ergibt die seltsame Tatsache, daß er, der ja nicht gerade selten bei Freunden Geld borgte, dies nie mündlich, sondern immer schriftlich tat, wozu ihn wohl die Furcht vor mündlichen Abweisungen veranlaßte. Ein naheliegender Analogieschluß drängt zu der Annahme, daß er auch Rothschild nur brieflich um Geld gebeten hätte. Da sich aber kein derartiger Brief erhielt, so muß Heines früher zitierte Äußerung über sein Verhältnis zu dem Baron als durchaus glaubwürdig gelten.« Hirth ist ein scharfer Logiker. Zwar veröffentlicht er selbst derartige Briefe, zwar ist er froh, die Unterscheidung machen zu können, daß Heine nie etwas verlangt und nur einmal etwas erbeten hätte, trotzdem liegt kein derartiger Brief vor. Für den einen, den er nicht ververöffentlicht, wollen wir das Briefgeheimnis wahren und glauben, daß Heine nur so viele geschrieben hat, als sich »erhalten« sollten. Mögen die, welche er selbst veröffentlicht, Herrn Hirth genügen. Er war aber so gewissenhaft, die gesamte Korrespondenz, nicht nur die mit Rothschild, zu untersuchen. Da hat er denn viele gefunden, in denen Heine um Geld bittet, daraus ersieht er mit Recht, daß Heine schriftlich um Geld bittet, denn Briefe sind zweifellos etwas Schriftliches, daraus geht klar hervor, daß Heine nie mündlich, sondern immer schriftlich um Geld gebeten hat, infolgedessen nach einem naheliegenden und schon drängenden Analogieschluß auch den Rothschild nicht, den er nur schriftlich um Geld gebeten hat. Aus der beglaubigten Tatsache, daß er immer schriftlich gebeten hat, geht somit »die seltsame Tatsache«, daß er es nie mündlich getan hat, zwingend hervor. Hirth verdächtigt den Dichter, daß er es aus Furcht vermieden habe, mündlich zu bitten, während doch Furcht viel mehr der Zustand jener war, an die er schriftlich herantrat. Furcht kann schon darum nicht der Grund gewesen sein, weil im Gegensatz zu der Vorstellung, die Herr Hirth vom Verkehr zwischen Geber und Nehmer hat, die Erfahrung lehrt, daß mündliche Geldbitten

viel schwerer abzuweisen sind als schriftliche und den Erfolg an der Stirne tragen. Heine zog den schriftlichen Weg gewiß nicht aus Furcht, sondern im Gegenteil aus Feinfühligkeit vor; es war ihm noch immer lieber schriftlich einen Refus zu bekommen als mündlich Geld, und man kann höchstens vermuten, daß er im Fall Rothschild eine Ausnahme gemacht hat. Denn Herr Hirth argumentiert zwar so: Heine hat einmal schriftlich bestätigt, daß er von Rothschild immer Geld bekommen habe; er hat also von Rothschild einmal Geld bekommen; einmal ist keinmal; also hat er von Rothschild kein Geld bekommen; er hat immer schriftlich um Geld gebeten; also hat er nie mündlich um Geld gebeten; also hat er auch den Rothschild nie mündlich um Geld gebeten; also hat er ihn überhaupt nie um Geld gebeten. Aber so einleuchtend diese Beweisführung ist, könnte man ihr doch die folgende Kette drängender Analogieschlüsse entgegenhalten: Heine hat nicht einmal, sondern öfter schriftlich bestätigt, daß er von Rothschild immer Geld bekommen hat; also hat er, da seine Aussage absolut vertrauenswürdig ist, von Rothschild immer Geld bekommen; Hirth aber, der gegen Heine ein Mißtrauen zu haben scheint, sagt, »nachdrücklichst verweise er darauf, daß dies die gesamte Korrespondenz Heines mit dem Pariser Hause Rothschild bildet«; also waren die glücklichen Transaktionen dieses Hauses viel zahlreicher als die Briefe Heines; also hat er sich viel seltener schriftlich an das Haus Rothschild gewendet, als er Geld von ihm bekommen hat; er gedenkt aber in diesen Briefen wiederholt nicht nur der häufigen Wohltaten, sondern auch der Zeiten des Beisammenseins mit Rothschild, woran ihn später seine Krankheit verhindert; also war er nur zuletzt auf den schriftlichen Verkehr angewiesen; er schreibt aber im Jahre 1850, daß er sich seit länger als drei Jahren nicht das Vergnügen machen konnte, ihm »persönlich aufzuwarten«; also hat er es mindestens seit 1834 öfter getan; also hat er in dieser Zeit die Gelder jedesmal auf mündliche Bitte erhalten oder nicht erhalten, je nachdem. ~~Aber~~ selbst wenn Herr Hirth eine Logik, die der seinen nahetritt, nicht befriedigen und Heines Briefe ihm nicht beweiskräftig erscheinen möchten, so kennt er doch vielleicht das Geständnis, durch das sich Heine wohl nicht als feilen, aber doch als wohlfeilen Ironiker gekennzeichnet hat: »Einst, vor mehreren Jahren,

viel schwerer abzuweisen sind als schriftliche und den Erfolg an der Stirne tragen. Heine zog den schriftlichen Weg gewiß nicht aus Furcht, sondern im Gegenteil aus Feinfühligkeit vor; es war ihm noch immer lieber schriftlich einen Refus zu bekommen als mündlich Geld, und man kann höchstens vermuten, daß er im Fall Rothschild eine Ausnahme gemacht hat. Denn Herr Hirth argumentiert zwar so: Heine hat einmal schriftlich bestätigt, daß er von Rothschild immer Geld bekommen habe; er hat also von Rothschild einmal Geld bekommen; einmal ist keinmal; also hat er von Rothschild kein Geld bekommen; er hat immer schriftlich um Geld gebeten; also hat er nie mündlich um Geld gebeten; also hat er auch den Rothschild nie mündlich um Geld gebeten; also hat er ihn überhaupt nie um Geld gebeten. Aber so einleuchtend diese Beweisführung ist, könnte man ihr doch die folgende Kette drängender Analogieschlüsse entgegenhalten: Heine hat nicht einmal, sondern öfter schriftlich bestätigt, daß er von Rothschild immer Geld bekommen hat; also hat er, da seine Aussage absolut vertrauenswürdig ist, von Rothschild immer Geld bekommen; Hirth aber, der gegen Heine ein Mißtrauen zu haben scheint, sagt, »nachdrücklichst verweise er darauf, daß dies die gesamte Korrespondenz Heines mit dem Pariser Hause Rothschild bildet«; also waren die glücklichen Transaktionen dieses Hauses viel zahlreicher als die Briefe Heines; also hat er sich viel seltener schriftlich an das Haus Rothschild gewendet, als er Geld von ihm bekommen hat; er gedenkt aber in diesen Briefen wiederholt nicht nur der häufigen Wohltaten, sondern auch der Zeiten des Beisammenseins mit Rothschild, woran ihn später seine Krankheit verhindert; also war er nur zuletzt auf den schriftlichen Verkehr angewiesen; er schreibt aber im Jahre 1850, daß er sich seit länger als drei Jahren nicht das Vergnügen machen konnte, ihm »persönlich aufzuwarten«; also hat er es mindestens seit 1834 öfter getan; also hat er in dieser Zeit die Gelder jedesmal auf mündliche Bitte erhalten oder nicht erhalten, je nachdem. Indes selbst wenn ~~Herrn~~ Hirth eine Logik, die den seinen nahetritt, nicht befriedigen und Heines Briefe ihm nicht beweiskräftig erscheinen ~~möchten~~, so kennt er doch vielleicht das Geständnis, durch das sich Heine wohl nicht als feilen, aber doch als wohlfeilen Ironiker gekennzeichnet hat: »Einst, vor mehreren Jahren,

als er in guter Laune war und wir Arm in Arm, ganz famillionär, wie Hirsch Hyacinth sagen würde, in den Straßen von Paris umherflanierten —«. Er hätte witziger Arm in Reich gesagt; aber daß damals gute Laune, Gelegenheit und Gesinnung hinlänglich und wohl oftgenug vorhanden waren, um eine unnütze Korrespondenz zu ersparen, wird Herr Hirth nicht leugnen können. Was das freundschaftliche Verhältnis betrifft, auf das es ihm hauptsächlich anzukommen scheint und das doch als solches einen regeren Geldverkehr viel unverdächtiger motivieren als ihn journalistische Gehässigkeit dementieren könnte, so ist es nach der Hirthschen Darstellung keineswegs und keinesfalls durch die Geldbeziehung, weder durch Gabe noch durch Verweigerung berührt, weder durch Heines Polemik verändert noch imstande, diese zu verhindern. Geld, Angriff und Freundschaft, all dies hielt so fest zusammen, daß Heine vor dem Freund und Wohltäter »immer die vollste Objektivität seines Urteils bewahrte und selbst vor Verletzungen der Eitelkeit des Pariser Finanziers nicht zurückschreckte«. Dagegen schrak er – Herr Hirth würde hier mit Recht »schreckte« sagen – vor einem Angriff auf die Geschäftsmethoden Rothschilds zurück, »er war kein Gegner der Geschäftsmethoden des Barons wie etwa Ludwig Börne«. »Er kannte die Schwächen des Bankiers, die er auch gerne dem Gelächter preisgab« — zu einem ziemlich hohen Preis —; »aber von seiner Bedeutung als Finanzmann war er so durchdrungen, daß er sich nicht anmaßte, sie zu be- oder zu verurteilen.« Von Börne, der davon nicht durchdrungen war oder eben diese Bedeutung für ein Übel hielt, war's Anmaßung. Von Rothschild vielleicht Ökonomie, daß er die Verspottung seiner Schwächen freigab und nur die Unterlassung von Angriffen auf seine Macht honorierte. »Denn das muß zugegeben werden, daß James Rothschild, mochten seine Unternehmungen auch manchmal sehr gewagt und gelegentlich mehr auf den eigenen Vorteil als auf den der Gesamtheit angelegt sein, ein Finanzgenie hohen Ranges war, vor dessen Größe selbst Heines Spott verstummte«. Das wissen wir aus den ehrfürchtigen Briefen, die sogar auf den Vorteil Heines angelegt waren. Einmal erklärte er — »in einer ungedruckt gebliebenen Stelle der ‚Bäder von Lucca'« — »den Wert des Hauses Rothschild besonders anerkennen und seine Verdienste preisen zu wollen. Leider blieb dieser Plan, wie so viele, die

als er in guter Laune war und wir Arm in Arm, ganz famillionär, wie Hirsch Hyacinth sagen würde, in den Straßen von Paris umherflanierten —«. Er hätte witziger Arm in Reich gesagt; aber daß gute Laune, Gelegenheit und Gesinnung hinlänglich und wohl oft genug vorhanden waren, um eine unnütze Korrespondenz zu ersparen, wird Herr Hirth nicht leugnen können. Was das freundschaftliche Verhältnis betrifft, auf das es ihm hauptsächlich anzukommen scheint und das doch als solches einen regeren Geldverkehr viel unverdächtiger motivieren als ihn journalistische Gehässigkeit dementieren könnte, so ist es nach der Hirthschen Darstellung keineswegs und keinesfalls durch die Geldbeziehung, weder durch Gabe noch durch Verweigerung berührt, weder durch Heines Polemik verändert noch imstande, diese zu verhindern. Geld, Angriff und Freundschaft, all dies hielt so fest zusammen, daß Heine vor dem Freund und Wohltäter »immer die vollste Objektivität seines Urteils bewahrte und selbst vor Verletzungen der Eitelkeit des Pariser Finanziers nicht zurückschreckte«. Dagegen schrak er – Herr Hirth würde hier mit Recht »schreckte« sagen – vor einem Angriff auf die Geschäftsmethoden Rothschilds zurück, »er war kein Gegner der Geschäftsmethoden des Barons wie etwa Ludwig Börne«. »Er kannte die Schwächen des Bankiers, die er auch gerne dem Gelächter preisgab« — zu einem ziemlich hohen Preis —; »aber von seiner Bedeutung als Finanzmann war er so durchdrungen, daß er sich nicht anmaßte, sie zu be- oder zu verurteilen.« Von Börne, der davon nicht durchdrungen war oder eben diese Bedeutung für ein Übel hielt, war's Anmaßung. Von Rothschild vielleicht Ökonomie, daß er die Verspottung seiner Schwächen freigab und nur die Unterlassung von Angriffen auf seine Macht honorierte. »Denn das muß zugegeben werden, daß James Rothschild, mochten seine Unternehmungen auch manchmal sehr gewagt und gelegentlich mehr auf den eigenen Vorteil als auf den der Gesamtheit angelegt sein, ein Finanzgenie hohen Ranges war, vor dessen Größe selbst Heines Spott verstummte«. Das wissen wir aus den ehrfürchtigen Briefen, die sogar auf den Vorteil Heines angelegt waren. Einmal erklärte er — »in einer ungedruckt gebliebenen Stelle der ‚Bäder von Lucca'« — »den Wert des Hauses Rothschild besonders anerkennen und seine Verdienste preisen zu wollen. Leider blieb dieser Plan, wie so viele, die

Heine hatte, unausgeführt. Er war sich nur zu sehr bewußt, daß er dieses reiche Thema nicht umfassend ausführen könne«. Schade, wenn Rothschild die Stelle nicht gelesen hätte. »So beschränkte sich Heine in der ‚Lutezia' auf einige wenige eingehende Bemerkungen über Rothschild, die Ansätze zu einer Charakteristik enthalten«; und die wenigstens die Gattin Rothschilds gelesen hat. Einmal freilich schreibt er, »daß Rothschild träume, er habe einem Armen hunderttausend Francs gegeben, und davon krank werde«. Wahrscheinlich hatte er sich im Fall Heine soeben vor einem leichten Unwohlsein gehütet. Anderseits aber — und gerade da mache er »eine der klügsten Bemerkungen über Rothschild« — lobe er doch auch den Finanzier: »wie einer kein Geld mehr habe, werde er Rothschilds Feind«. Er scheint damals eines gehabt zu haben. Wenn indes Herr Hirth das Interesse eines Dichters an Rothschild, das in der Zeit zwischen 1834 und 1855 verschiedenen Schwankungen ausgesetzt war, schon zu seinem literarhistorischen Studium macht, so sollte er doch die von ihm selbst publizierten Briefe genauer lesen. Einmal (1850) schreibt Heine an den Baron — von den zehn wundervollen Ergüssen sind ja nur sieben an die Gattin gerichtet — einen ehrfurchtsvollen Kondolenzbrief. Es ist eine jener Gelegenheiten, bei denen nicht so sehr der Zaarlechajim als der Rachmones eine schöne Übung ist:

Hochgeehrter Herr Baron!

Die Nachricht von dem betrübsamen Ereignis, das Sie und Ihre ganze Familie in Trauer versetzt, ist mir zugekommen, und ich bin so frei Ihnen hiemit meine Kondolenz darzubringen. Ich bitte Sie auch Ihrer Frau Gemahlin und dem Herrn Baron Salomon meine aufrichtige u. ehrfurchtsvolle Beileidsbezeugung mitzuteilen.

Ich habe nun seit länger als drei Jahren mir nicht das Vergnügen machen können, Ihnen persönlich aufzuwarten. — — — Unter solchen Umständen beschäftige ich mich denkend u. schreibend viel mit der Vergangenheit, und mit Gefühlen der Dankbarkeit erinnere ich mich oft Ihrer u. des freundschaftlichen Schutzes, dessen Sie mich immer gewürdigt, und der Ihnen gewiß im Himmel so wie auf Erden gut angeschrieben wird. Ich hätte mich gern einmal schriftlich bei Ihnen in Erinnerung gebracht, aber kränkelnden Sinnes befürchtete ich eine Mißdeutung; denn ich hätte viel klagen müssen, und ich weiß daß jeder Klagebrief eines unglücklichen Freundes zugleich eine Tratte auf Ihr Herz ist, die immer großmütig honoriert wird.

Zweifelt jemand, daß auch dieser Brief, der doch Heine von der Gemütsseite zeigte, geeignet war, den Schreiber beim

Empfänger in Erinnerung zu bringen, und daß er wie jede andere Tratte behandelt wurde? Der nichtpublizierte Brief wäre vielleicht lesenswert, vielleicht war er auch eine Kondolenz. Noch erwähnt Herr Hirth, ein Brief an die Familie Rothschild »scheine verloren gegangen zu sein« oder sei »auswärtigen Mitgliedern des Hauses verschenkt« worden. Die »Mouche« zitiere diesen Brief, der natürlich eine Kondolenz war und »ein ebenso großartiges wie tief ergreifendes Bild jüdischer Trauer enthält«. Es habe sich wohl um den Tod des Chefs des Frankfurter Hauses, Amschel Mayer Rothschild, gehandelt. »Es ist bedauerlich«, meint Hirth, »daß die Kondolenz an Betty oder James Rothschild vorläufig der Publikation entzogen bleiben muß. Vielleicht ermöglicht es indes ein günstiges Geschick, ihn in nicht allzu ferner Zeit dem Abdrucke zuzuführen. Für Heines Denkweise, die sich unmittelbar vor seinem Tode dem jüdischen Deismus wieder völlig genähert hatte, wäre er ein bemerkenswertes neues Dokument«. Herr Hirth gibt Hoffnung. Aber wir kommen nicht über ein Bedauern hinweg, daß der Wiedereintritt in den jüdischen Deismus nicht nur mit der Krankheit des Bekenners, sondern auch mit dem Tod eines Rothschild zeitlich zusammenfiel. Gewiß, Weltanschauungsdinge sind immer mit Respekt zu behandeln; aber wenn die Haltung, in der Heine im Jahre 1852, also zur Zeit, da ihm deistische Stimmungen schon nahe liegen mochten, sich auch dem Rothschild nähert, wenn solches Gebet Rührung einflößen könnte, so müßte man die Schar jener Leute, die bei jüdischen Feierlichkeiten, als da sind Hochzeiten, ~~Transaktionen~~ Beschneidungen und Begräbnisse, in der Hausflur auf einen Beweis auch nur von »Rachmones« warten, nicht etwa von Zaarlechajim, unbedingt als jüdische Deisten gelten lassen. Auch sie stellen ein tief ergreifendes Bild jüdischer Trauer, wenn sie auch nicht das Talent haben, es zu malen. Auch sie kondolieren »aus tiefbewegter Seele«, und wenn sie schon nicht einen »Zukunftstraum« auf einem Begräbnis aufbauen, so bildet es doch »einen festen Posten in ihrer Rechnung«. Unter elf Briefen Heines an das Haus Rothschild sind drei Kondolenzen und zwei Gratulationen. »Alles was in Leid oder Freud Ihr Haus betrifft, findet in meinem Gemüte die tiefste Sympathie«, kondoliert Heine einmal der Baronin Rothschild. Das größere Talent dieses einen in Ehren, aber ob nicht manche, die ohne Gesinnungs-

wechsel durch mehr als zwei Jahrzehnte an den Trauerfällen des Hauses Rothschild teilgenommen und an dessen freudigen Ereignissen beteiligt wurden, eher ein Denkmal in Deutschland verdienen würden, müßte doch erst untersucht werden. Es dürfte schwer halten, eine Kondolenz an Rothschild als zweifelfreies Dokument einer geläuterten deistischen Weltanschauung hinzustellen, wenn schon in den Tagen der Jugendstürme und des Unglaubens, damals, als eine für den Onkel Salomon bestimmte Kondolenz unterschlagen wurde, dann, als die Kondolenz bei dessen eigenem Tode tiefstes Leid und schmerzlichste Enttäuschung war, und späterhin, als so viele Rothschilds starben, und in allem Auf und Ab zwischen dem Vergnügen, »den alten Jahwe am Barte zu zupfen«, und dem Heimweh nach der Bundeslade, die Kondolenz als das wahre Leitmotiv eines Dichterlebens zu erkennen war. Und war denn der Gratulant ein Abtrünniger? Will Herr Hirth behaupten, daß die Kundgebungen, die Heine dem Rothschild anläßlich glücklicher Abschlüsse ins Haus schickte, diese für sich selbst sprechenden Masseltows etwa bemerkenswerte Dokumente für Heines Hedonismus sind? Es dürfte schwer halten, erst so spät die Wendung eines Freigeistes zur Religion anzunehmen, wenn eine durch ein günstiges Geschick und von Herrn Hirth bereits dem Abdrucke zugeführte Gratulation die Beteuerung enthält, »seit Jahren wurzle in ihm dieser Glaube«, nämlich der Glaube, »daß jede Berührung mit Rothschild Glück bringt«. Wers glaubt, wird selig. Aber der Glaube der frommen Intelligenz an Heine scheint noch reiner zu sein als Heines Glaube an Rothschild und sie schrickt vor keinerlei Enthüllungen zurück, um sich ihres Glaubens zu versichern, nicht einmal vor der Enthüllung eines Denkmals. Darüber ließe sich reden, wenn man zu fühlen aufgehört hat. Gewiß ist das Talent von den Eigenschaften, die die Intelligenz nicht einmal in den Briefen Heines zu erkennen vermag, streng zu trennen, aber nur das Talent. Ein Talent, doch kein Charakter — nichts ist leichter zu vereinigen, nichts ist auch leichter wieder zu trennen. Welch Bekenntnis eines Dichters, welch Geständnis der Verehrer! Ist der Stolz auf das Haben hier nicht ebenso verächtlich wie der Stolz auf das Soll? Beim Genie ist nichts zu trennen, es ist untrennbar geboren, es hat kein Privatleben und es hält über den Tod. Wenn man aber

glaubt, daß das Talent ein Denkmal verdient hat, so könnte ein solches doch schwerlich anders als auf einer halbwegs gesicherten moralischen Basis zustandekommen. Wohl kann man Talent und Charakter trennen, aber ein Denkmal steht dazwischen. Die Moralfreiheit des großen Menschen, dem eine Rothschild-Korrespondenz nie anhaften könnte, ist eine, die den Philister schreckt und die nie innerhalb der antimoralischen Möglichkeiten des Philisters zu begreifen wäre. Darum könnte ~~der große Mensch~~ eher eines Denkmals verlustig gehn, als das Talent eines erhalten. Die Nichtmoral des Künstlers darf nicht identisch mit der Unmoral des Philisters sein, ihm nicht so erreichbar, daß sie ihm durch die Identität der Gesinnung auch eine Verwandschaft im Geistigen vorspiegeln könnte. Dem Genie wird einer nur jene unsittlichen Handlungen nachtragen, die er so wenig begreift wie das Genie selbst. Und als ob der ~~Teufel~~ der die Banalität reitet, an der Glorifizierung Heines durch die Proben einer gemeinverständlichen Zweideutigkeit nicht genug hätte, schließt sich in der gebildeten Revue, in der Herr Hirth es besorgt hat, die Abrechnung irgend eines Doktors mit Beethoven an. Mit jenem wie die eigene Musik ergreifenden Schreihals Beethoven, der den Verlegern keinen Dukaten schenken wollte, mit Verwandten prozessierte, Mäzene an Versprechen erinnerte, die sie nicht halten konnten, und sogar mit der Zeitung gedroht hat, ohne ein Journalist zu sein. Die Bildung weiß nichts davon, daß hier auch der Querkopf wie ein Vulkan raucht und ein Genie durch die Zeit rast, das den Zusammenstoß noch im Gerichts- und Familienzank erlebt und das sich für die uneinbringliche Schuld der Welt an den Künstler durch Rechthabereien zu entschädigen sucht. Aber sein taubes Ohr hat seiner Musik nicht gewehrt und seinen Schrei nicht gehört. Es hört auch das Geräusch nicht, das einer jetzt mit alten Prozeßakten erhebt und das die Worte sagt: »Nur die Kunst, die ihm heilig war, hielt ihn noch im Banne menschlicher Empfindungen und herrlicher Gefühlstiefe. Da boten übrigens seine Meister gute Vorbilder. Aber in seinen Rechtssachen ....« und zu dem Schluß kommt: »Die Verhältnisse haben Beethoven allmälich von den hohen Idealen abgedrängt, die er, laut einer Aufzeichnung, sich selbst vorgesteckt hatte«. Und der Ankläger plädiert, da wenigstens diese

Aufzeichnung zu seinen Gunsten spricht, auf mildernde Umstände, während im Nebensaal der Verteidiger eines Journalisten längst Freispruch beantragt hat. Es ist ein Zweiklang aus jener tränenlosen Welt, die ein nachgelassenes Manuskript aus der Pastoralsymphonie auf 1 Gulden 30 Kreuzer schätzt und den Schöpfer von Puppchen, du mein Augenstern, zum reichen Mann macht, und kein Zeitungsblatt ist heute so schlecht redigiert, daß es dieser Welt nicht ihre tragische Fähigkeit zum Kontrast bezeugte. Reiner, anziehender und liebenswürdiger steht Heine da, als bevor man seine Unsauberkeiten kannte, sie werfen auf ihn höchstens ein »neues Licht«; Beethovens Leben bleibt »mit einem schwarzen Fleck behaftet«. Ich glaube mit einem gelben. Dem Selbstmord sollte etwas wie der Verzicht auf ein Denkmal als Flucht aus einer so gearteten Nachwelt entsprechen, die ja um einen Remplaçanten nicht verlegen ist. Aber auch die Schmach, gegen sie verteidigt zu werden, bleibe einem Beethoven erspart. Immerhin muß sich, wer Heine vor ihr anklagt, mit dem Zwang der Umstände rechtfertigen und mit der dreisten Begriffsverkehrung, die, wenns ihr beliebt den Himmel mit Druckerschwärze anzuschmieren, das Blaue von ihm herunterlügt. Es ist nicht angenehm, einen Toten vor ein Ehrengericht zu laden, und wenn die Pietät der Meinung ist, daß er auch Talent zum Charakter gehabt habe, so möge sie sich damit begnügen, es zu glauben, ohne durch Beweise ein Aufsehen zu machen, und ein Denkmal aus Marmor errichten und nicht aus Schnorrbriefen. Wie die Angelegenheit bisher stand, war sie in Ordnung. Wer wollte bezweifeln, daß einem kranken Dichter die Unterstützung durch einen reichen Juden, auch wenn er dessen Frau liebt, viel weniger zur Unehre gereicht als diesem die Verweigerung? Wenn aber der Pariser Singvogel zugleich ein Spaßvogel ist, der sich das Geld durch gelegentliche Anwandlungen von Ehrfurcht erkauft, um den Spender hinterdrein lächerlich zu machen, so hat doch wahrhaftig, wenn die Zeit nicht nur das Herz, sondern auch die Gerechtigkeit sprechen läßt, vor allem der Rothschild ein Denkmal verdient.

Es ist ein Fluch des literarhistorischen Handwerks, daß der, ders betreibt, das Interesse für seinen Dichter so leidenschaftlich betätigen muß, daß er diesen preisgibt, um ein Exkrement von ihm, das er gefunden hat, verewigen zu können, und dabei mit dem schlechten Geruch noch den Glauben verbreitet,

Aufzeichnung zu seinen Gunsten spricht, auf mildernde Umstände, währernd im Nebensaal der Verteidiger eines Journalisten längst Freispruch beantragt hat. Es ist ein Zweiklang aus jener tränenlosen Welt, die ein nachgelassenes Manuskript aus der Pastoralsymphonie auf 1 Gulden 30 Kreuzer schätzt und den Schöpfer von Puppchen, du mein Augenstern, zum reichen Mann macht, und kein Zeitungsblatt ist heute so schlecht redigiert, daß es dieser Welt nicht ihre tragische Fähigkeit zum Kontrast bezeugte. Reiner, anziehender und liebenswürdiger steht Heine da, als bevor man seine Unsauberkeiten kannte, sie werfen auf ihn höchstens ein »neues Licht«; Beethovens Leben bleibt »mit einem schwarzen Fleck behaftet«. Ich glaube mit einem gelben. Dem Selbstmord sollte etwas wie der Verzicht auf ein Denkmal als Flucht aus einer so gearteten Nachwelt entsprechen, die ja um einen Remplaçanten nicht verlegen ist. Aber auch die Schmach, gegen sie verteidigt zu werden, bleibe einem Beethoven erspart. Immerhin muß sich, wer Heine vor ihr anklagt, mit dem Zwang der Umstände rechtfertigen und mit der dreisten Begriffsverkehrung, die, wenns ihr beliebt den Himmel mit Druckerschwärze anzuschmieren, das Blaue von ihm herunterlügt. Es ist nicht angenehm, einen Toten vor ein Ehrengericht zu laden, und wenn die Pietät der Meinung ist, daß er auch Talent zum Charakter gehabt habe, so möge sie sich damit begnügen, es zu glauben, ohne durch Beweise ein Aufsehen zu machen, und ein Denkmal aus Marmor errichten und nicht aus Schnorrbriefen. Wie die Angelegenheit bisher stand, war sie in Ordnung. Wer wollte bezweifeln, daß einem kranken Dichter die Unterstützung durch einen reichen Juden, auch wenn er dessen Frau liebt, viel weniger zur Unehre gereicht als diesem die Verweigerung? Wenn aber der Pariser Singvogel zugleich ein Spaßvogel ist, der sich das Geld durch gelegentliche Anwandlungen von Ehrfurcht erkauft, um den Spender ~~hinterdrein~~ lächerlich zu machen, so hat doch wahrhaftig, wenn die Zeit nicht nur das Herz, sondern auch die Gerechtigkeit sprechen läßt, vor allem der Rothschild ein Denkmal verdient.

Es ist ein Fluch des literarhistorischen Handwerks, daß der, ders betreibt, das Interesse für seinen Dichter so leidenschaftlich betätigen muß, daß er diesen preisgibt, um ein Exkrement von ihm, das er gefunden hat, verewigen zu können, und dabei mit dem schlechten Geruch noch den Glauben verbreitet,

es sei eine Reliquie oder ~~gesehen~~ zur Reinigung. Diese Patrone haben eine so glückliche Hand, daß sie noch nie einem Wert etwas hinzugefügt, aber immer einen Unwert blamiert haben. Doch lassen wir das, die Kindereien der Literarhistoriker, die mit einem einmal gewählten Autor durch ein ganzes Leben zu wirtschaften und mit dem vorrätigen Ruhm auszukommen haben, sind nicht imstande, den Kenner Heines gegen ihn einzunehmen. Mich erinnerte der Fall nur an eine lange vor dem Krieg unterlassene Arbeit, die jetzt der Mann im ‚Mercure de France' vielleicht doch nicht geleistet hat. Mit dem französischen Bürgerrecht hat es nichts zu schaffen, es ist eine rein stilistische Untersuchung. Fern wäre mir die Absicht gelegen, die Briefe zu einer rein ethischen Überprüfung des Falles Heine zu benützen. Ich hätte sie auch gar nicht tendenziös übersetzen müssen und wäre doch zu dem Schluß gelangt, »daß es eine Schande sei«, Heine noch länger in einer deutschen Bücherei zu dulden, nicht, weil der Verehrer der Bettina Rothschild so und so geartet gewesen sei, sondern weil Liebeswonne, Leid, Sehnsucht, Hoffnung, Enttäuschung und Nachtigallenschlag durch nichts besser auf ihren Kitsch reduziert werden können als durch diese Briefe. Ich hätte aber gesagt, daß ich ihrer gar nicht bedurft hätte, denn mein Recht sei es vielmehr, als Schriftsachverständiger — ich bin nicht Ankläger — aus einer Loreley auf die Finanzmoral des Verfassers zu schließen und eine Identität in solchen Dingen zu behaupten. Ich habe ja in der Schrift »Heine und die Folgen«, die das »Talent« als den Krebs der Kunst zum Problem erhebt, die Sprache als die große Verräterin gewürdigt und die Deutschen viel unverdächtiger als ein Franzose es vermöchte, auf ihren verhängnisvollen Hang aufmerksam gemacht, sich die Sehnsucht von nicht ganz einwandfreien Nachtigallen vorsingen zu lassen. Ich hätte die Briefe nur benützt, um aus dem Buch der Lieder nachzuweisen, daß sie geschrieben werden mußten und umgekehrt. Herr Nordau, für den die Lyrik nichts mit der Biographie zu schaffen hat, kann es natürlich, da er alle Instrumente der Heine-Verteidigung zur Hand hat, nicht unterlassen, auch der hohen Verehrung zu gedenken, die eine erlauchte Frau mit dem Dichter verbunden habe, eine Erinnerung, die aus einer Taktlosigkeit nachgerade ein Delikt wird. Daß Frauen im Gegensatz zu Kritikern das Recht haben, sich vom Stoff der Dichtung

gefangennehmen zu lassen und daß sie schöpferischer als solch ein Dichter sind, wenn sie in seinem Stoff befangen bleiben, das muß Herr Nordau freilich nicht verstehen. Es beweist nichts für Heine, und gegen den Geschmack einer edlen Frau beweist selbst die Tatsache nichts, daß von eben jenem Literarhistoriker aus ihrem Nachlaß nicht etwa ein Liebesgedicht Heines, sondern ein spottschlechtes Witzfeuilleton gegen Mendelssohn und Liszt einmal veröffentlicht werden konnte, das der Herr Hirth ein »bedeutungsvolles Manuskript« nannte. In der Tat ein höchst anrüchiges Dokument für Heines Musik- und Finanzpolitik, von dem jener den Mut hat anzunehmen, daß »der blendende Witz, der aus den Verunglimpfungen Liszts und Mendelssohns spricht«, es der hohen Besitzerin »besonders wertvoll erscheinen lassen mochte«. Und:

> Daß Heine an keinem irdischen Hofe eine Anstellung finden wollte, sondern nur an eine im Gefilde der Seligen dachte, ist ein Bekenntnis, das vielleicht so recht aus dem Herzen der Kaiserin gesprochen war und das sie ihrem Dichter besonders hoch anrechnen mochte. Es ist nicht gänzlich außer dem Bereiche aller Wahrscheinlichkeit, daß ihr gerade dieser pointierte Schlußsatz das Manuskript besonders wert machte, das sie gleich allen anderen Heines .... auf alle Reisen mitnahm.

Nun, der reale Staatsanwalt, der Heines Urteil über die musikalischen Zeitgenossen zu überprüfen kein Interesse mehr hat, hätte immerhin die Verpflichtung, das Andenken einer erlauchten Frau, der auch im Tode von Gesetzes und Gefühls wegen mehr Ehrfurcht zukommt als dem lebendigen Rothschild, gegen den beispiellosen Versuch zu schützen, von ihm noch das journalistische Wirken eines Dichters verklären zu lassen, der an den zahlenden und gelobten Meyerbeer die Worte gerichtet hat: »Denn ich habe den Grundsatz, kein Geld, und sei es noch so wenig, abzuweisen. (Wie schlecht kennen mich die Leute, die mich für einen Menschen ohne Grundsätze ausgeben!)« und welchem Meyerbeer geantwortet hat: »Liebster Heine!... Sie schreiben mir einen so bitteren Brief, weil der gegenwärtige Zustand meiner Kasse mir nicht gestattet, diesesmal Ihren Wünschen Genüge zu leisten....« Die Majestät Goethes und einer Fürstin, die im Tod nicht ahnungsloser vor diesen Dingen steht als im Leben, sind gerade gut genug, um die größte Literaturlüge, mit der je der Welt eine Judennase gedreht wurde, durchzuhalten und die die Kosten einer Unsterblichkeit decken zu helfen, deren Bewerber

zugleich der ewige Bittsteller Rothschilds war und einmal an den Bruder Gustav geschrieben hat: ».... Dann auch fürchtet der Mann, daß ich ihm etwas thue vor dem 21sten dieses Monats, wo durch die geringste Böswilligkeit von meiner Seite alle seine Hoffnungen zertrümmert werden könnten; er möchte sich vor diesem Termin gegen jeden Angriff sicher stellen, u. er hat auch ganz Recht, wenn er sagt, daß ich nichts dadurch erlange, wenn ich ihn ruiniere, u. ich im Gegentheil zu meinem Geld komme, wenn er stehen bleibt ... Hat er wirklich meine Actien auf das Guthaben der Iris in Rechnung gebracht, u. sich solchermaßen in Stand gesetzt, aus den dortigen Geldern mich zu remboursieren: so habe ich erreicht, was ich von Anfang an wollte, u. ich habe wirklich durch Furcht vor meinen öffentlichen Angriffen den Friedländer gezwungen, das Möglichste für mich zu thun. Du siehst aus seinem Brief, wie groß seine Furcht ist; aber Intimidation, lieber Bruder! ist eine Waffe, die sich mit der Zeit abstumpft, u. nur im Momente benutzt werden kann. In dieser Beziehung mache ich Dich darauf aufmerksam, daß Du, im Fall Du vor dem 21sten in Prag selbst sein kannst, die jetzige Stimmung des Helden benutzest, u. für jeden Fall so viel schriftlich von ihm zu bekommen suchst, als möglich ist, um mich zu sichern, u. es ihm unmöglich zu machen, meine Sache zu abandonnieren ... Drohen darf ich diesem daher auf alle mögliche Weise, u. da weder sein Schwager noch sein Schwiegervater große Sympathie für ihn haben, u. dieser Friedland auch die feigeste M.... ist, die je ihre Hosen besudelt hat, so ist energische Drohung hier an ihrem Platze.«

Welch ein Nachtigallenschlag! Der § 98 b bezieht sich auf Singvögel und trifft einen ~~solchen~~ / der mittelbar oder unmittelbar, schriftlich oder mündlich, oder auf andere Art, jemanden mit einer Verletzung an Körper, Freiheit, Ehre oder Eigentum in der Absicht bedroht, um von dem Bedrohten eine Leistung, Duldung oder Unterlassung zu erzwingen, wenn die Drohung geeignet ist, dem Bedrohten mit Rücksicht auf die Verhältnisse und die persönliche Beschaffenheit desselben oder auf die Wichtigkeit des angedrohten Übels gegründete Besorgnisse

Vogel,

einzuflößen. Ein erschwerender Umstand ist es, wenn der Bedrohte durch längere Zeit in einen qualvollen Zustand versetzt worden ist. Ob das vermeintliche »Recht auf die Leistung« den strafbaren Tatbestand ausschließe, darüber gehen die Urteile der höchsten gerichtlichen Instanz auseinander; jede ethische dürfte über den Gebrauch der publizistischen Machtbefugnis zu solchem Zweck nur eine Ansicht haben, und gewiß nicht die, daß der Täter ein Denkmal verdient habe. Wer die Anzeige empfangen hat? Die Nachwelt. Von wem sie gemacht wurde? Sie steht in einem der Briefe, die der Familienstolz herausgegeben und »Heine-Reliquien« benannt hat. Niemand wird behaupten können, daß man aus einem gehässigen Kommentar schöpfe, wenn man solche Dokumente zum Verständnis des Dichters heranzieht; die Quelle ist nur trübe, weil die Quelle trübe ist. Und der Liberalismus meinte von dieser Publikation, daß sie »in vieler Hinsicht ein ganz neues Licht auf Heines Leben wirft«, und knüpfte an sie die berechtigte Hoffnung, sie werde »eine förmliche Umwertung in der Beurteilung Heinrich Heines bewirken«. Welcher Wahnsinn diese Verehrer peitscht, mit Reliquien, die sie vor den Feinden sorgfältiger vergraben müßten als einen Schmuck vor den Kosaken, auf die Straße zu jagen, ist unerforschlich. Die Neue Freie Presse punktierte damals das Wort Memme, denn sie wollte offenbar lieber den Heine preisgeben, als dessen Geschäftsfreund. Sie gab noch das Bruchstück als Zuwage: »... was ich doch bestimmt wissen muß, um darnach zu handeln und den guten Moment (nicht) vorbeizulassen, wo jener Mensch noch unter dem Einfluß der Beängstigung ist ...« Eine Reliquie! Sind das Gläubige oder nur Fetischisten? Nein, der Hirth und jeder von ihnen, die so um Heine bemüht sind, ist ein Verteidiger in Strafsachen, der seinen Klienten nicht nur »hineinreitet«, sondern auch noch Fakten bringt, die dem Staatsanwalt bisher unbekannt waren, und der nun behauptet, dieser »schreie auf« und klage nur noch aus Wut an, weil jetzt die Unschuld des Angeklagten bewiesen sei, während er doch vor Freude aufschreit, weil ihm der Verteidiger die Begründung des Strafantrags abnimmt. Er könnte ihn höchstens aus Langeweile zurückziehen. Er hat, eben darum, überhaupt nicht angeklagt, sondern er war dazu nur genötigt, weil eine Verteidigung erhoben wurde. Keinem

Staatsanwalt würde es einfallen, diese res judicata aufzunehmen, niemand hätte ein Interesse daran, dem toten Heine, von dem es zu wissen genügt, daß er ein schlechter Dichter war, den schlechten Menschen nachzuweisen, niemand würde die großen biographischen Vorwürfe erheben, die der Hirth nicht einmal kleine anekdotische Nachträge nennen läßt. Es wäre vollständig belanglos, ob Heine von Rothschild gekauft oder bloß gezahlt war, ob ihn ein toter Onkel mehr enttäuscht hat als ein lebender Vetter, ob er den Meyerbeer geschont und den Friedländer geschreckt hat, und es wäre sicher eine eben so müßige wie niedrige Arbeit, gegen einen Toten, dessen Sünden so verjährt sind wie dessen Schöpfungen, solche Beweise anzubieten. Da kommen die Verteidiger seines Ruhms und erstatten die Anzeige, bieten Beweise an, führen sie gründlich durch, und haben noch die Keckheit, auf Freispruch zu plädieren. Wer würde anklagen, wenn die Dummheit, die die Schuldfakten herbeischleppt, nicht auch die Stirn hätte, sie für Gegenbeweise auszugeben, den, der bei weitem nicht so gut informiert war wie sie, den Verleumder zu nennen und zu sagen, die von ihnen verfolgte Unschuld sei endlich rehabilitiert! Daß Schmutzigkeiten und Schiebereien ein Gegenstand literarhistorischer Betrachtung sein können und daß es Menschen gibt, die so etwas als Brotstudium treiben, ist für sich selbst eine klare Tatsache von kulturhistorischer Bedeutung. Unverständlich aber bei dem wissenschaftlichen Eifer die sittliche Anstrengung, die ihn antreibt. Es wird für alle Zeit das Geheimnis der Literaturforschung bleiben, warum die menschlichen Fragwürdigkeiten, die sie zusammenklaubt, ihren Liebling »reiner, anziehender und liebenswürdiger« erscheinen lassen, ihm »neue Verehrer werben, Ungläubige bekehren« sollen, und es wird wichtig sein, nachzusehen, ob der Herr Hirth in sein Götterbild selbst diese Züge, ob er in seinen fortzusetzenden Briefwechsel auch diese Korrespondenz über Friedländer und die mit Meyerbeer aufnimmt. Wie weit er darin gehen wird, seinen Dichter für sich selbst sprechen zu lassen, wird schließlich Sache seines Forscherehrgeizes sein. »Möge der zweite Band, der nicht weniger als fünfhundert ungedruckte Briefe enthalten soll, bald dem ersten folgen«, wünschte Herr Wittmann. Wir sind gespannt. Jedenfalls hatte jener Hirth aber schon den besonderen Mut, ein Bekenntnis von anderer Seite, von dem er nicht sagt, wie er zu ihm

gekommen ist, in Umlauf zu bringen: »Die Journalisten rechnen es mir sehr hoch an, daß ich eine Verehrerin von Heine bin, sie sind stolz darauf, daß ich ihren Heine liebe.« Der Hirth gehe mir aus den Augen! Solche Verehrung war gewiß noch weltenweit entfernt von dem Anspruch auf solche Zustimmung! Aber man sollte uns endlich auch damit verschonen, die Bedeutung Heines ~~von~~ ihr zu ~~bestreiten~~, und lieber selbst die Beweise für Heines lyrische Bedeutung — statt derer für seine menschliche Nichtigkeit — herbeizuschaffen trachten. Eine einsame Frau muß vor Versgebilden, deren greifbarer Inhalt Mondschein und Liebe sind, keinen anderen Standpunkt haben, als die Menge. Die Natur wäre noch immer in Ordnung, wenn das literarische Urteil einer Frau fehl geht. Viel vorbedeutender für ein Chaos ist, daß es noch immer Maskulina gibt, die einen Feuilletonisten des Witzes und des Gefühls »für den größten Dichter, den Deutschland nach Goethe hervorgebracht hat«, halten und die ungeheure Frechheit haben, von »zwei großen Weltdichtern« zu sprechen, die nun zusammen in Frankreich unbeliebt geworden seien. Als Goethe den Journalisten, der ihm lächelnd zu sagen wagte, er arbeite jetzt an »einem Faust«, unfreundlich verabschiedete, hatte er den Augenblick lang, den die Zusammenkunft währte, nicht die Empfindung, daß er mit diesem Besucher einmal gemeinsam auf die Nachwelt kommen oder auch nur Schulter an Schulter mit ihm aus Frankreich heimkehren werde. Das hätte ein Goethe wissen müssen! Die gebildete Banalität, ungewarnt »vor kleine Lieder«, weiß es anders, und wenn sie noch eine Nachwelt hat, so wird diese sich die Seiten vor Lachen halten über die lyrische Eindrucksfähigkeit, die jene vor die Revolverjournalisten bewährt hat.

Notiz

Fürsorgezwecken wurde zugewiesen: der Ertrag der drei Leseabende (19. November: 1641, 16. Dezember: 777·90, 13. Februar: 587·85) = 3006 Kronen 75 Heller; das Ergebnis einer zum vierhundertsten Heft veranstalteten Sammlung für eine Ehrengabe = 650 Kronen, dazu die Zinsen dieses Betrages = 13 Kronen 83 Heller; der Ertrag eines Teiles der Auflage von Nr. 404 und Nr. 405, je 80 Kronen = 160 Kronen (deren zweite Hälfte keinem Spital, sondern einem mittellosen Soldaten überlassen wurde, der nach siebenmonatigem Kriegsdienst an der Front mit drei Krankheiten zu leichterer Arbeit verwendet wird) = im Ganzen 3830 Kronen 58 Heller.

Nachts

Beim Anblick einer Schwangeren

O rührend Anbot in der Zeit des großen Sterbens!
Nein, besser wird uns dieses Zwischenspiel entzogen.
Zwar weist es auf die letzten Spuren von Natur hin,
die diese Unmenschheit noch nicht verlassen konnte,
die Tod beschließt und gleichwohl Leben nicht verleugnet.
Doch es kommt selten etwas Bessres nach. Seht weg denn,
die letzte Menschlichkeit des heute andern Zielen
verpflichteten Geschlechts hat etwas Peinigendes.
Unheimlich ist die Vorstellung, daß dieses Weib da,
die so sich zeigt, so stillen Schrittes ihre Hoffnung
ins Leben trägt, so voll von heiligem Auftrag,
der Schmerz zugleich und Segen, in der nächsten Stunde
gebären könnte einen Heereslieferanten.
Der Stolz der Mutterschaft, so groß in aller Vorzeit,
das größte Mißgefühl von Unmaß abzuweisen,
war besser auch so stolz, den unberufnen Blicken
nicht die nur ihm bewußte Harmonie der Schöpfung
zu zeigen. Doch vor dieser mißgeformten Menschheit
ist er nicht mehr berechtigt. Er soll selber wegsehn.
Stolz weicht wieder Scham. Sieh du jetzt weg, du Mutter,
du bist zu schwach allein, und bist auch unbescheiden;
dies ist ein gütiger Versuch, doch auch ein Anspruch
vor hunderttausend Müttern, die es sehn und wissen,
daß sie ja doch den größern Schmerz erlitten haben
als er der einen erst bevorsteht. Geh nach Hause,
was trägst du deine Bürde auf den Markt, als wäre,
was du der Welt zu bieten hast, bei weitem besser
als das was sie verloren hat, nein mehr, als ob nun,
jetzt endgiltig, das neue letzte Heil erstünde,
als wär' ein Sokrates die allerkleinste Gabe,
die hier in Aussicht steht. Wir haben viel zu schlechte
Erfahrungen gemacht. Wir sind in jedem Falle,
und wär's der beste, nicht mehr neugierig und wünschen,
daß die Erwartung deine Muttersache bleibe,

und zu allerletzt durch die Vermittlung einer Redaktion. Denn wenngleich es im Nahkampf ja wirklich wieder die Sache selbst ist, wirkt es doch nur als eine Umschreibung für Beharrlichkeit und ähnliche Eigenschaften, die sich in einem langen Frieden ganz andere Berufe angeeignet haben. Es würde also höchstens zu sagen sein, daß die Fahne, die ja selbst ein Ornament ist und in der Auseinandersetzung technischer Gewalten schon fast das Aussehen einer Phrase hat, gehalten, nicht daß sie hochgehalten wurde. Wenn es aber gar in einer Aktion, bei der die Erhaltung der Fahne gar nicht in Frage kam, Beharrlichkeit gezeigt hat, würde es da gut tun, davon zu sprechen, es habe sie hochgehalten? Würde der Krieger da nicht eines rauhen Eingriffs in den Sprachschatz des Kriegsberichterstatters sich schuldig machen, der ja ehedem sein eigener Besitzstand war, aber durch Verjährung schon dem Feind gehört wie nur irgendein Elsaß-Lothringen? Und kann von einem gesagt werden, er habe sich im Schützengraben seine Sporen verdient? Soll dies selbst von einem Dragoner gesagt werden, auch wenn er auf dem Pferd bleibt und nicht im Schützengraben seine Sporen verdienen muß? Und kann in einer Seeschlacht das Leben in die Schanze geschlagen werden? Oder darf von dem Plan der Umzingelung einer Landarmee gesagt werden, er habe kläglich Schiffbruch gelitten? Darf dies selbst von der Operation der feindlichen Flotte gesagt werden, da es doch nur von ~~dem~~ Schiff ~~selbst~~ gesagt werden kann, und ~~selbst~~ dieses dann noch dem Verdacht ausgesetzt wäre, es sei ein Bankdirektor? Aber wenn ein Marineur von einem Schiffbruch spricht, den er nicht wirklich erleidet, so könnte er auch von einem Bankerott sprechen. Eine Marineaktion in Fluß bringen kann gefährlich ~~werden~~ Und soll eine Armee dem Feind ihre Überlegenheit »schlagend« zum Bewußtsein bringen? Eben nur schlagend; aber wenn sie's sagt, so ist sie ein Advokat. Oder kann ein Soldat sagen, der Vorgesetzte sei so

~~beliebt,~~ daß die Abteilung »für ihn durchs Feuer gehen würde«, da sie doch mit ihm ins Feuer gehen soll? Und darf der Erfolg dank unserer jetzigen Stellung bombensicher genannt werden? Wenn die Stellung selbst so genannt würde, wäre es noch eine Phrase, die gar nicht daran denkt, daß die Stellung wirklich bombensicher sein muß. Wie können Militärkritiker davon sprechen, daß die Beschießung des Platzes ein Bombenerfolg war, da sie doch nicht Theaterkritiker sind? Oder: »In London macht die Torpedierung der ‚Lusitania' tiefen Eindruck.« Das ist noch menschlich. Weiter: »Auch an der Newyorker Börse herrscht große Aufregung, alle Kurse fielen.« Weil die Menschen sanken, das ist ein Begleitumstand. Aber: »In Washington schlug die Nachricht wie eine Bombe ein.« Hier sind die Seelen torpediert. Nun, Journalisten und Händler haben ihr Lebenlang wie Soldaten gesprochen. Sie mögen dabei bleiben, wenn sie über Soldaten sprechen. Aber Soldaten müßten anders sprechen: nicht wie Journalisten, die wie Soldaten sprechen, sondern wie Soldaten sprechen! Die Trennung ist aber wohl nicht mehr durchführbar. Eben weil der »Generalstabschef des Geistes« auch einen »Stab« hat, so besteht Gefahr, daß der Generalstabschef einen Redaktionsstab hat, und wenn Krämer sich aufs hohe Roß schwingen, so müssen sich Krieger nachrühmen lassen, daß sie »einen Volltreffer auf ihr Konto buchen konnten«. Kommis, die die deutsche Sprache evakuiert haben, gebärden sich als Kommandanten und verbündete Armeen müssen es sich gefallen lassen, als »Gesellschafter mit unbeschränkter Haftung« angeredet zu werden. Das kommt davon, daß die Menschheit ihre Exportfragen mit Stinkbomben in Ordnung bringen will. Sollte solch ein Krieg am Ende doch nicht die moralische Kraft haben, die Menschheit zu den Dingen und zu den Worten zurückzuführen und die Zwischenhändler mühelos abzuweisen? Wenn wir die Tat erlebten, wäre der Schorf der Sprache von selbst abgefallen, der Dreck der ~~Tat~~

Sinnung erstarrt. Neulich las ich, die Nachricht von einem großen Brand habe sich »wie ein Lauffeuer verbreitet«. So auch die Nachricht vom Weltbrand. Die Welt brennt, weil Papier brennt. Wie konnte man solche Materie auch im Hause lassen!

* * *

Was ist denn das für ein mythologischer Wirrwarr? Seit wann ist denn Mars der Gott des Handels und Merkur der Gott des Krieges?

* * *

Ist es nicht Unzucht? Eben die Welt, deren höchstes Lob »gediegen« oder »leistungsfähig« war, darf jetzt »wacker« und »brav« sagen.

* * *

Es ist ein Triumph der Sprache über die Sieger, daß sie, ob sie wollen oder nicht, jetzt so oft den Plural »Schilder« anwenden, und ein Triumph der Kaufleute über die Sprache, daß sie im kommenden Frieden nur noch »Schilde« über ihren Geschäften haben werden. Und es ist nicht einmal eine Verwechslung dieser Worte, da doch der Krieg auf einer Verwechslung dieser Dinge beruht. In der gepanzerten Kommerzwelt, die täglich Blutbilanz macht, tauschen der Schild und das Schild so oft ihre Rollen wie das Verdienst und der Verdienst. Es geht umso leichter, als Berufe, die ihr Lebtag einen Verdienst und ein Schild hatten, jetzt ohne Übergang einen Schild und ein Verdienst haben.

* * *

Sollte die Technik nicht imstande sein, neue Embleme herzustellen? Bleibt sie angewiesen, sie von den alten Idealen zu beziehen und auf die neue Sache aufzumontieren?

* * *

Ahnungsvoller Druckfehlerteufel! Ein Historiker schrieb: »So mußte, als die Mongolen im 13. Jahrhundert Ungarn erobert hatten, Herzog Friedrich der Streitbare

Ich verstehe, daß einer Baumwolle für sein Leben opfert. Aber umgekehrt?

* * *

Die Völker, die noch den Fetisch anbeten, werden nie so tief sinken, in der Ware eine Seele zu vermuten.

* * *

Es gibt verschiedene Kulturen. Die eine lebt im Lebensmittel. Die andere verbindet den Geist mit dem Lebensmittel. Die dritte trennt den Geist vom Lebensmittel. Die vierte lebt im Geist — aber nicht in Europa.

* * *

Es gibt Gegenden, wo man wenigstens die Ideale in Ruhe läßt, wenn der Export in Gefahr ist, und wo man so ehrlich vom Geschäft spricht, daß man es nicht Vaterland nennen würde und vorsichtshalber gleich darauf verzichtet, in seiner Sprache ein Wort dafür zu haben. Solches Volk nennen die Idealisten des Exports mit Recht eine Geschäftsnation.

* * *

Das selbstlose Pathos, das uns so oft und mit Recht beteuerte, daß Söldner« von »Sold« komme, hat ganz vergessen, daß der »Soldat« mindestens in seiner etymologischen Bedeutung auf ihn auch nicht ganz verzichten kann.

* * *

Bismarck war der letzte, der erkannt hat, daß den Deutschen eine Ausdehnung ihres Etablissements nicht bekömmlich wäre, und daß sie nicht zu viel essen dürfen, weil sie eine schlechte kulturelle Verdauung haben, deren Begleiterscheinungen die Nachbarschaft im Nu spürt. Und daß die Expansion im Welthandel den deutschen Geist, von dem die deutsche Bildung etliche biographische Daten bewahrt, für alle Zeiten

Gesellschaft seelisch genug entleert, um mir eine Komparserie zu stellen, in der einer wie der andere aussieht. Aber ich wünsche nicht, meine Kommodität über das Glücksbedürfnis der Menschheit zu setzen, und halte es für verfehlt, wenn sie selbst sich wie ein Regiment Aschinger-Brötchen aufreihen läßt.

* * *

Der Anspruch auf einen Platz an der Sonne ist bekannt. Weniger bekannt ist, daß sie untergeht, sobald er errungen ist.

* * *

Ich liebe die Lebensbedingungen des Auslandes nicht. Ich bin nur öfter hingegangen, um die deutsche Sprache nicht zu verlernen.

* * *

»Ach, 's ist ja zum Schießen!«, hörte ich einen Dreijährigen sagen, einen, der drei Jahre erst gelebt, nicht gedient hatte. Irgendwo wird das Kind als Fertigware geboren. Aus dem Mutterleib springend, überspringt es die vielen Empfindungswelten, welche das Wort erst durchmachen mußte, ehe es sich zur Redensart entwickeln durfte.

* * *

»Wir haben die feindlichen Vorstellungen genommen.« Aber die eigenen auch. Welch tiefer Sinn, daß dieses Wort jetzt nur noch den einen Sinn hat! Schopenhauer hätte über »Die Welt als Wille zur Macht und als feindliche Vorstellung« nachgedacht. Nietzsche hätte den »Willen zur Macht« wegen falscher Vorstellung mit dem Ausdruck des Bedauerns zurückgezogen.

* * *

Ich sah einen, der sah aus wie der Standard of life. Einen andern, der sah wie der sinkende Wohlstand aus. Der Redakteur verließ das Hotelzimmer des Herrn

»mit Teufelstunke« oder »mit Bearner Tunke«, wobei das unübersetzbare Bearne schwer verdaulich ist, oder gar »auf Bordelaiser Art«, unter der ich mir nichts vorstellen kann, während ich einst doch wußte, wie das Leben à la Bordelaise beschaffen war, seitdem ein »Erdäpfelmus-Brei, frisch gemacht«, ein »Blumenkohl mit holländischer Tunke (Soß)« oder mit »Holländersose« oder ebenderselbe »überkrustet« auf den Tisch kommt, seitdem es, ach, »Volksgartenlendenschnitten« gibt, »Schnee-Eierkuchen mit Obstmus«, die Maccaroni verständlicher Weise »Treubruchnudeln« heißen, der Russische Salat aber »Nordischer Salat« und zwischen einem Wälischen und einem Welschen Salat zu unterscheiden ist, welch letzterer auch »Schurkensalat« genannt wird, seitdem für »zwei verlorene Eier« nur ein ehrlicher Finder gesucht wird und mir zum Nachtisch »Näschereien« geboten werden, sei es »ein Päckchen Knusperchen« oder »Kecks« oder gar eine »Krem« oder — Hilfe! — statt eines Romadour ein »Hofratskäschen« — seitdem, ich weiß nicht, wie das kommt, ist alles halt gar so teuer geworden! Ja, ich versteh nicht, warum diese deutschen Übersetzungen und die dazu notwendigen Erklärungen auf Französisch gar so kostspielig sind!

* * *

Es gibt einen Hindenburg-Kakau-Sahne-Zucker-Würfel. So praktisch ist das Leben eingerichtet. Noch praktischer: es gibt auch eine »Kulturwohnung« mit einem »Kulturbadezimmer«.

* * *

Im Sagenkreis des Deutschtums wird dereinst ein großes Durcheinander entstehen zwischen Kyffhäuser und Kaufhäuser.

* * *

Welches Aufgebot von Bildung! Verleger haben das eiserne Kreuz, Soldaten schreiben Feuilletons und Feldherrn sind Doktoren.

* * *

Ein simpler Reim jedoch, den ich gelesen habe, dem Mund eines Wiener Soldaten, der seinen Vater an der Front wiedersieht, entsprungen, scheint für die säkulare Schande der Kriegszeit von 1915 zu entschädigen und weist wie ein verirrter Naturlaut auf eine ursprüngliche Menschlichkeit zurück, die unter die Maschine des neuwienerischen Lebenstons geraten ist.

Servas, spater Herr! Bist aa scho dader?
Ah, Jessas, da schauts her — dös is mei Vader?!

Wenn die Geschicklichkeit des Berichterstatters, der peinlichsten eines, es nicht erfunden hat — und der Geschicklichkeit sind heute selbst die Wunder der Natur zuzutrauen — wenn es — und man glaubt es lieber — wirklich ein Soldat beim Anblick des Vaters ausgerufen hat, so ist er der Dichter, der diesen Krieg erlebt, war es mindestens in diesem Augenblick, der das Gefühl zur Sprache steigert, ein Deutschmeister von anderem Zuschnitt als jener, der schon zur Zeit da er noch Zivilist war den berühmt gewordenen Kitsch des »Reiterliedes« verfaßt hat. Hier hat auch der wie die Bildungssprache verödete Wiener Dialekt wieder die alte Kraft. Die Begebenheit ist tragischer als der Heldentod. Und nichts könnte die grimmige Lebensumstülpung einfacher als dieser Auftritt, als der Anruf an den »späten Herrn« (welch ein Wort!) bezeugen, den die Überraschung »schö« dorthin geweht hat und auf den der überraschte Sohn — Ah, Jessas, da schauts her — mit Staunen, Freude und Erschütterung weist. Der letzte Girardi-Ton und einer Tragödie letzte Szene: »So nützt das große Weltall einst sich ab zu nichts.« Vielleicht liegt nicht all das drin, ich wollte, es läge drin. Dann wären es zwei Zeilen und mehr Seele als in fünfzig Jahrgängen eines Armeelieferantenorgans, in das der irre Zufall dieser Zeit solches Gedicht verschlagen hat, wie solches Leben in den Krieg.

* * *

Wenn ich einem im August 1914 prophezeit hätte, daß übers Jahr der Wolf aus Gersthof so groß geworden sein wird wie die Zeit selbst und daß dereinst, wenn draußen eine Menschenmillion begraben ist, die Hinterbliebenen ihm ins Auge schauen werden und noch immer nicht dem Tod und daß in diesem Antlitz ein blutiger Blick sein wird wie ein Riß der Welt, darin man lesen wird, daß die Zeit schwer ist und heute großes Doppelkonzert — wenn ich es einem im August 1914 prophezeit hätte, er hätte sich indigniert über meine Kleingeisterei von meinem Tische erhoben. Zufällig habe ich es prophezeit, aber mir selbst, und schon damals den Verkehr mit den Gläubigen der großen Zeit gemieden, so daß ihnen eine Enttäuschung erspart geblieben ist.

* * *

Kriegsberichterstatter

Wie? Es gibt Krieg? Wir wissen es von jenen,
die noch ihr dreckiges Ich haben, das erzählt,
in welcher Stimmung sie den Krieg besichtigt?
Ein Schlachtroß fänd' es unter seiner Würde
mit seinem linken Hinterhuf die Krummnas'
von sich zu stoßen ~~hohe Generale~~
empfangen sie, und stehn ihr Red und Antwort,
verköstigen an ihrem eigenen Tisch
den Auswurf? Wie, war das Ereignis denn
nicht stark genug, den innern Feind zu schlagen?
Er dringt zur Front, macht sich ums Blatt verdient,
stellt uns den Krieg vor, stellt sich vor den Krieg,
er wird nicht untergehn, er lebt? Er dient nicht?
Nicht exerzieren müssen die Gemeinen?
Ist es ein Krieg? Ich denk', es ist der Friede.
Die Bessern gehen und die Schlechtern bleiben.
Nicht sterben müssen sie. Sie können schreiben.

* * *

Montenegro, Mißtrauen in Frankreich gegen Rußland, Zweifel in London, Paris, Rom und Petersburg, Verstimmung von Rußland über England, — hat kürzlich für die Mitteilung, daß ein Heerführer von neuem erhebliche Verstärkungen »erbat«, den Titel gefunden: »Die Engländer erbeten neue Verstärkungen für die Dardanellen«. Den Feinden ist in all dem Elend, in das sie ihr Deutschenhaß gestürzt hat, nur der eine Trost geblieben, daß ihre Besieger nicht deutsch können.

* * *

Einer der führenden Geister Deutschlands hat ein satirisches Gedicht auf die italienische Politik verfaßt, in dem die Wendung: »Das Kabinet hat ausgiolitten« sechsmal variiert war. Da die italienische Sprache mehr vom ~~Schall~~ als vom Gedanken lebt, kann ihr so etwas nicht passieren.

* * *

»Infolge der kriegerischen Ereignisse müssen wir zu unserem Bedauern vorläufig den Umfang der Hefte einschränken, wir werden jedoch bestrebt sein, nach Eintritt normaler Verhältnisse unseren Abonnenten durch Ausgabe stärkerer Hefte Ersatz zu bieten.« So verspricht die Redaktion der ‚Österreichischen Rundschau'. Man sieht, es gibt Verhältnisse, die den eingefleischtesten Friedensfreund über den Wert des Krieges vorurteilsfreier denken lassen könnten.

* * *

In mancher Beziehung war seine Ähnlichkeit mit Goethe auffallend. Wenn man zum Beispiel geglaubt hat, er sei noch in Linz, so war er schon längst in Urfahr.

* * *

Das Futurum der Futuristen war ein Imperfektum exactum.

* * *

Die Phrase ist manchmal doch einer außerordentlichen Plastik. Zum Beispiel von einem Buch, das als Reiselektüre empfohlen wurde, hieß es: »Und wer das Buch zu lesen beginnt, liest es in einem Zuge durch«.

* * *

»Es wird weiter gedroschen.« Nein, so grausam sind wir nicht. Immer noch mehr Phrasen als Menschen!

* * *

Es gibt ein Revanchebedürfnis, das weit über Elsaß hinausgeht.

* * *

Die falschesten Argumente können einen richtigen Haß beweisen.

* * *

Die Wurzel des innereuropäischen Übels ist, daß sich das Lebensmittel über den Lebenszweck erhob und daß der Händler, anstatt wie es sich gebührte ein Leibeigener zu sein, der Herr des Geistes wurde.

* * *

Jeder Staat führt den Krieg gegen die eigene Kultur. Anstatt Krieg gegen die eigene Unkultur zu führen.

* * *

Vae victoribus!

* * *

Manches Volk lebt wie einer, der seinen neuen Regenschirm bei schönem Wetter aufspannen und wenns regnet, mit seinem Gewand zudecken möchte.

* * *

Was zu gunsten des Staates begonnen wird, geht oft zu ungunsten der Welt aus.

* * *

Es hängt letzten Endes von den Diplomaten ab, wie der Volksruf: »Nieder mit den —!« auszufüllen ist. Das Nichtgewünschte bitte zu durchstreichen. Ich fühle international.

* * *

allen Schanden dieser Erde die größte, daß jene einzige Erfindung, die die Menschheit den Sternen näher bringt, ausschließlich dazu gedient hat, ihre irdische Erbärmlichkeit, als hätte sie unten nicht genügend Spielraum, noch in den Lüften zu entfalten! Und selbst hier noch ein sittlicher Rangunterschied: zwischen einer Gemütsart, die auf der einen Seite jene grauenvolle Sicherheit, statt eines Arsenals ein Schlafzimmer zu treffen, mechanisch betätigt, immer von neuem vergessend, was es bedeute, und einer Gemütsart, die mit der Bombe noch einen Witz hinunterschickt oder auch einen Weihnachtsgruß. Selbst da wieder die greuliche Vermischung des Gebrauchsgegenstandes, nämlich der Bombe, mit dem Gemütsleben, nämlich dem Scherz oder Gruß: der Greuel größtes, jene äußerste Unzucht, durch die sich ein im Reglement verarmtes Leben auffrischt, die organische Entschädigung für Zucht und Sittlichkeit, der Humor des Henkers, die letzte Freiheit einer Moral, die die Liebe auf den Gerichtstisch gelegt hat!

* * *

Held ist Einer, der gegen viele steht. Diese Position erringt im neuen Krieg am ehesten der Luftbombenwerfer, einer, der sogar über vielen steht.

* * *

Wir Menschen sind doch bessere Wilde.

* * *

Es gibt ein militärisches Witzblatt, das der großen Zeit umso leichter nachgekommen ist, als sich die große Zeit bemüht hat, dem militärischen Witzblatt nachzugeraten.

* * *

Es gibt auch Bilder, die den Krieg von einer versöhnlichen Seite zeigen. Die Sammler von Dokumenten der Menschlichkeit sollten es sich nicht entgehen lassen: »Szene in der befreiten Bukowina: Rumänische Bäuerin gibt einem Kriegsberichterstatter Feuer.«

* * *

die ihre Lust zum Zweck verdarb,
bis alles Licht des Lebens starb;
die sich die eigene Liebe stahl
und sich bestraft mit Scham und Qual.

Noch fließt ein Quell, noch flammt ein Licht,
noch streben beide zum Gedicht,
noch steigt die Sehnsucht hoch empor,
noch öffnet sich ein Himmelstor —

noch wär' ich auf dem Regenbogen
beinah mit dir dort eingezogen,
daß nie verrinne Lust und Zeit!
O schöne Überflüssigkeit!

* * *

An vieles, was ich erst erlebe, kann ich mich schon erinnern.

* * *

Ich höre Geräusche, die andere nicht hören und die die Musik der Sphären stören, die andere auch nicht hören.

* * *

Liebe und Kunst umarmen nicht, was schön ist, sondern was eben dadurch schön wird.

* * *

Der Ästhet verhält sich zur Schönheit wie der Pornograph zur Liebe und wie der Politiker zum Leben.

* * *

Dichter ist nur einer, der aus der Lösung ein Rätsel machen kann.

* * *

Der Ästhet ist der rechte Realpolitiker im Reich der Schönheit.

* * *

Die Dinge, die jeden angehen, sind gar uninteressant. Es ist am besten, sich auf die Wirkung zu verlassen, die sie auf die andern gemacht haben.

* * *

Der Diener ist schon alt, als hätt er viele Jahre
schon Gott gedient, so sieht er in die fremde Zeit.
Zehntausend Juden sind nicht wert dies eine, wahre,
einfältige Gesicht voll Dienst und Dankbarkeit.

Die Welt trägt ihren Fluch, hier diese Welt ist gnädig;
die kämpft um Höllenlohn, die um den Himmel warb.
Zwei Krankenschwestern stehn, so aller Pflichten ledig.
Die Welt ist todgewohnt; der hier ein Falter starb.

Hier findet Gott noch gut, was einstens er erschuf.
Hier freut er sich am Spiel, spielt Mensch und Hund
und Wind.
Hier liegt ein grünes Blatt. Die Seele folgt dem Ruf.
Ihr Tag war schön, so schön wie hier die Tage sind.

* * *

Sie sagte, sie lebe so dahin. Dahin möchte ich sie begleiten!

* * *

An der schönen Herrin sprangen ihre Hunde empor wie seine Gedanken und legten sich ihr zu Füßen wie seine Wünsche.

* * *

Ich kannte einen Hund, der schien so viel Zeit zu haben, wie in ein Menschenleben nicht geht. Wenn er sich sonnte und einen dabei ansah, schien er nichts zu sagen als: Was eilt ihr so? Und er hätte es gewiß gesagt, wenn man nur gewartet hätte.

* * *

Sich an die Achtzigerjahre mit einem kulturellen Heimweh zu erinnern, ist ein Stigma in den Augen der besser entwickelten Jugend. Und doch könnte man mit

Der kriegerische Zustand scheint den geistigen auf das Niveau der Kinderstube herabzudrücken. Nicht allein, daß jeder recht und der andere angefangen hat. Nicht nur, daß jeder sich eben das als Einsicht und Ehre einräumt, was des andern Unbill und Schande ist, dem andern die Untat vorwirft, die er selbst begeht, das Unglück vorhält, das er selbst erleidet, und daß noch die grellste Anschaulichkeit solcher Kontraste, die in zwei benachbarten Zeitungsspalten zusammenstoßen, ihnen nichts von ihrer Unbefangenheit nehmen kann. Nicht nur, daß kein Teil unter allen möglichen Schlüssen, mit denen man eine verfehlte Sache beenden kann, auch nur den Vernunftschluß wählt, der eigene Sieg müsse längst besiegelt sein, wenn nur der hundertste Teil dessen wahr ist, was der Tag an feindlichen Verlusten von Macht und Ehre bringt. Nein, jeder ist auch der Meinung, daß der »Wille zum Sieg« diesen verbürge und daß nur er allein diesen Willen zum Sieg habe, während der andere, offenbar von dem nicht minder entschlossenen Willen zur Niederlage getrieben, mit knapper Not und mit Anspannung aller Kräfte diese erreichen kann, aber beileibe nicht den Sieg, auf den er es ja auch gar nicht abgesehen hat, es wäre denn, daß wider Erwarten der am Ende doch allen gemeinsame Wille zum Sieg allen eben diesen verbürgte. Dabei ahnt aber die verfolgende Unschuld nicht, daß tatsächlich der Wille zur Niederlage eine Triebkraft sein könnte, die einen wahren Feldherrn der Kultur zum Triumph der Demut über den expansiven Ungeist führt, und daß jene Sprache gewinnen würde, in deren Verkehrsbereich sich der Zusammensturz des weltbeherrschenden Unwerts endlich vollzieht, damit auch dieser Krieg den Sinn eines Krieges habe. Wenn aber die Sprachen so weit halten, daß dieselbe Rede die Wahrheit des einen und die Wahrheit des andern ist, so lügt nicht einer, sondern beide, und über alle triumphiert wie eh und je der Unwert.

* * *

Gegen die allgemeine Wehrpflicht, wie sie jetzt in England eingeführt werden soll, hat ein dortiger Philosoph, der als Verfechter deutscher Kulturbestrebungen anonym bleiben muß, einiges auf dem Herzen. Seine den dortigen Machthabern unbequemen und von ihnen unterdrückten Ansichten, die jetzt in der englischen Parlamentsdebatte zitiert wurden und in Deutschland Eingang finden, sind schon darum wert mitgeteilt zu werden, weil gerade dieser Fall an der Verringerung der Freiheit, das Menschentum betreffende Gedanken zu äußern, das Wachsen der politischen Unsicherheit in England erkennen läßt.

Die militärische Daseinsform verträgt sich mit dem Denken nur als Gelegenheit oder Beruf des edel Gebornen, den Gefahrenlust oder die Empfindlichkeit in jedem und somit auch im vaterländischen Ehrbegriffe zum Schutz des zu solchen Gefühlen untauglichen Bürgers befähigen, und als Dienst des Söldners. Die große Neuerung, die Hand in Hand mit der Entwicklung der technischen Quantität den Bürger selbst unter die militärische Pflicht gestellt hat, wäre höchstens dort, wo sie den Vorteil körperlicher Abhärtung ergibt, mit dem Sinn des Lebens in Übereinstimmung zu bringen. Die Demokratisierung der Glorie, die Umwandlung des Opfers zum Tribut, des Rechts, für das Vaterland zu sterben, in die diesbezügliche Pflicht, ist bisher nur als der Nutzen eines vermehrten Aufgebots der Körper in Betracht gezogen, aber in ihren inneren Folgen noch nicht durchdacht worden. Disziplin ist das erhaltende Prinzip innerhalb des militärischen Berufs oder des militärischen Geschäfts, ein zerstörendes innerhalb des militärischen Zwanges. Wenn das Dienen der Inhalt der durch moralische oder materielle Ambition freigewählten Betätigung ist, so findet der Wert kein anderes Maß als im Rang. Nie kann es da geschehen, daß ein Hochwertiger einem Minderwertigen zu gehorchen hat. Denn da — die Gerechtigkeit der Verwaltung und die Ordnung der Sphäre gerade da leicht vorausgesetzt — muß der Vorgesetzte,

Die Feldpost bewährt sich. Sie hat schon jetzt die seelische Verbindung zwischen den Taten und dem Hinterland überlebt.

* * *

~~Keine Veränderung ist geschehen,~~ ~~außer der~~ daß man es nicht sagen darf.

* * *

Jetzt sprechen hat entweder zur Voraussetzung, daß man keinen Kopf hat, oder zur Folge.

* * *

Die Menschheit würde vom Krieg statt einer Extraausgabe einen Denkzettel behalten, wenn sie durch den Krieg verhindert würde, jene zu bekommen.

* * *

Ein Krieg wäre erst, wenn nur die, die nicht taugen, in ihn geschickt würden.

* * *

Einer saß am Klavier, nach ein paar Tagen traf ihn ein Schuß ins Herz. Ein Verstümmelter mit zuckendem Gesicht schleppt sich vorbei. Wie gut blickt jener, der dort hinkt, als möchte dem schnellen Passanten sagen: alles kam, ich weiß nicht wie, ich war ja bereit für euch, nun finde ich mich nicht mehr zurecht unter euch, dem Tod entkam ich, wie ~~aber geht es~~ durchs Leben? Weicht nie mehr dieser Brand von meinem Auge, nie diese Höllenmusik aus meinem Ohr? . ./ Zwei Leiber, die nicht Narben, sondern Lieferungen haben, ~~gehen~~ vorüber. Es fällt das Wort/»Friedensrisiko«

* * *

Ich sah einen, dessen Gesicht gedieh, wurde breit und breiter, bis es aufging wie ein lachender Vollmond über dem blutigen Zeitvertreib der Erde. Solcher Monde so viele zählte schon der Krieg.

* * *

Manchen Punkt wüßte ich noch, der erfolgreich mit Bomben belegt werden könnte. Aber folgt man mir denn?

* * *

Wenn man dem Teufel, dem der Krieg seit jeher eine reine Passion war, erzählt hätte, daß es einmal Menschen geben werde, die an der Fortsetzung des Krieges ein geschäftliches Interesse haben, das zu verheimlichen sie sich nicht einmal Mühe geben und dessen Ertrag ihnen noch zu gesellschaftlicher Geltung verhelfe, so hätte er einen aufgefordert, das seiner Großmutter zu erzählen. Dann aber, wenn er sich von der Tatsache überzeugt hätte, wäre die Hölle vor Scham erglüht und er hätte erkennen müssen, daß er sein Lebtag ein armer Teufel gewesen sei.

* * *

Wenn man von einem Krieg der Quantitäten spricht, bejaht man scheinbar die Notwendigkeit des Krieges als solchen, der ja immerhin das Problem der Übervölkerung auf eine Zeit in Ordnung bringen soll. Aber wäre dieser edle Zweck nicht schmerzloser durch die Freigabe der Fruchtabtreibung zu erreichen und am radikalsten durch den staatlichen Präservativzwang? »Dazu würde die herrschende Moralauffassung« — höre ich eben diese sagen — »nie ihre Zustimmung geben!« Das habe ich mir auch nicht eingebildet, da die herrschende Moralauffassung nur dazu ihre Zustimmung gibt, daß Männer, die zu töten nicht ganz gelungen ist, als brotlose Krüppel durch die Welt schleichen und daß Frauen Kinder bekommen, damit diese von Fliegerbomben zerrissen werden!

* * *

Ein Franktireur ist ein Zivilist, der mit Absicht einen Bewaffneten angreift. Ein Flieger ist ein Bewaffneter, der durch Zufall einen Zivilisten tötet.

* * *

Der Humor eines Kegelklubs wirft, wenns sein muß, auch Bomben mit Witzen.

* * *

Als tausende Menschen in den schauerlichsten Tod versunken waren, erhob sich von einer Wiener

Operettenbühne der Witz zu den Sternen: »Dos waren die ramasurischen Sümpfe« — und eine Stadt, der es bestimmt ist, immerdar nicht unterzugehen, lachte. Ein Sumpf, der Menschenleiber trägt, warf sich in Bauchfalten und lachte. Ein Riesenbauch, dem keine Gefahr aufstößt, wand sich lachend, gekitzelt von einem Juden, geschützt vor den Einfällen des Weltlaufs, und lachte, und siehe, eine gemütliche Pratzen streckte sich der Schicksalshand entgegen und sagte: Mir wern kan Richter brauchen. Und hielt sie fest. Darob verwunderten sich die Sterne.

* * *

Ein Zauberlehrling scheint die Abwesenheit des Meisters benützt zu haben. Nur daß es statt Wassers Blut gibt.

* * *

Alles was geschieht, geschieht für die, die es beschreiben, und für die, die es nicht erleben. Ein Spion, der zum Galgen geführt wird, muß einen längeren Weg gehen, damit die im Kino Abwechslung haben, und muß noch einmal in den photographischen Apparat starren, damit die im Kino mit dem Gesichtsausdruck zufrieden sind. Schweigen wir. Beschreiben wir es nicht, die das erlebten. Es ist ein dunkler Gedankengang zum Galgen der Menschheit, ich wollte ihn als ihr sterbender Spion nicht mitmachen. Und muß, und zeige ihr mein Gesicht! Denn mein herzbeklemmendes Erlebnis ist der horror vor dem vacuum, das diese unbeschreibliche Ereignisfülle in den empfangenden Gemütern vorfindet.

* * *

Ich glaube: Daß dieser Krieg, wenn er die Guten nicht tötet, wohl eine moralische Insel für die Guten herstellen mag, die auch ohne ihn gut waren. Daß er aber die ganze umgebende Welt in ein großes Hinterland des Betrugs, der Hinfälligkeit und des unmenschlichsten Gottverrats verwandeln wird, indem das Schlechte über ihn hinaus und durch ihn